Badische Pfarrvereinsblätter

Mitteilungsblatt des Evangelischen Pfarrvereins in Baden e. V.

www.pfarrverein-baden.de

Oktober | 10/2021

Aus dem Inhalt:

E wie engagiert: Evangelische Gemeinden in der Diaspora

Die Partnerkirchen des GAW in Baden weltweit

Evangelische Erfahrungen in Italien, Ungarn, Brasilien und Singapur

Zur Diskussion

Neue Reihe „Was uns eint?“ – Eine persönliche Antwort

Aus dem Pfarrverein

Aus der Pfarrvertretung

In memoriam

Liebe Leserin, lieber Leser!

„Viva Diaspora!“ So betitelt der Frankfurter DJ Shantel 2015 eines seiner Alben. In seiner Musik verschmelzen unterschiedliche kulturelle Einflüsse miteinander und es entsteht ein einzigartiges Neues. Diasporaerfahrungen machen Menschen seit Jahrtausenden – auch die Bibel zeugt davon mit ihren Geschichten von Aufbruch und Ankommen, von der Suche nach Heimat und den Konflikten zwischen Menschen aufgrund von Migration und Flucht. Und die Geschichten der Bibel erzählen davon, dass Gott die vielfältigen Wege der Menschen mitgeht – manches Mal auch Grund für ihre Aufbrüche und ihr Ankommen ist.

Es lebe die Diaspora! Das gilt auch für die evangelische Diaspora. In vielen Ländern der Welt befinden sich reformatorische Kirchen in der Minderheit. Gemeinden sind zahlenmäßig häufig klein und geographisch weit voneinander entfernt. Vielfältig engagiert sind diese Gemeinden und strahlen oft aus in ihr Umfeld. Auch Deutschland ist für viele Gemeinden ein Ort der Diaspora. Nicht selten entstehen Diasporagemeinden durch Migration oder Flucht der Gemeindeglieder. Dieses individuelle und für die Gemeinde kollektive Erleben trägt zur Identitätsbildung in Gemeinden der Diaspora bei, ebenso wie die Erfahrung, einer religiösen und/ oder kulturellen Minderheit in der Gesellschaft anzugehören. Pfarrerinnen und Pfarrer, die in Diaspora-Gemeinden tätig waren oder sind berichten von ihren Erfahrungen und beschreiben, was diese für sie und ihren weiteren Pfarrdienst bedeuten. Auch klingt in ihren Artikeln an, wie die Kontexte der Diasporagemeinden Inspiration auch für Gemeinden in Baden sein können.

Zudem enthält diese Ausgabe Beiträge zur Diskussion, aus der Pfarrvertretung, einen Nachruf und Buchbesprechungen.

Wir wünschen Ihnen Freude beim Lesen und dem Eintauchen in die Diaspora-Kontexte! Mögen darin auch Inspirationen für das eigene Tun und Lassen zu finden sein!

Für die Schriftleitung:

Catharina Cavolt

Hinweis auf die nächsten Ausgaben

Die nächste Ausgabe 11-12-2021 wird sich mit dem Thema der diesjährigen Ordinationsjubiläen und dem Jubiläum der rechtlichen Gleichstellung von Frauen und Männern im Gemeindepfarramt in unserer Landeskirche widmen.

Bitte senden Sie Ihre Beiträge am besten als Word-Datei ohne besondere Formatierung, auch ohne Blocksatz und Silbentrennung am Zeilenende,

bis spätestens zum

20.Oktober 2021

an die Schriftleitung.

Die übernächste Ausgabe 1-2022 wird das Thema „30 % weniger! Wie geht das?“ haben. Redaktionsschluss für diese Ausgabe wird am 20.11.2021 sein. Wir freuen uns ebenfalls über Ihre Zuschriften und Beiträge zu dieser Ausgabe.

E wie Engagiert – Die Partnerkirchen des GAW in Baden weltweit

Andrea Schweizer, Geschäftsführerin des Gustav-Adolf-Werk, Hauptgruppe Baden, gibt einen kurzen Überblick über das Anliegen und die Arbeit des GAW weltweit.

Engagiert – so erleben wir unsere GAW-Partnerkirchen in Osteuropa, Südeuropa, in Lateinamerika und im Nahen Osten. Als Hauptgruppe Baden des Gustav-Adolf-Werkes der EKD pflegen wir besonders intensive Kontakte zur Ev. Kirche der Böhmischen Brüder (und Schwestern) in Tschechien, zur Ev. Kirche A.B. in Rumänien, zur Waldenserkirche in Italien und zur IERP, der Ev. Kirche am La Plata in Argentinien, Paraguay und Uruguay.
Seit seiner Gründung im Jahr 1832 unterstützt das Gustav-Adolf-Werk (GAW) Evangelische Gemeinden und Kirchen in der Diaspora.

> Seit seiner Gründung im Jahr 1832 unterstützt das GAW Evangelische Gemeinden und Kirchen in der Diaspora.

Aus Reminiszenz an seinen Namensgeber, König Gustav II. Adolf von Schweden, der im Dreißigjährigen Krieg die evangelischen Fürsten dazu angehalten hat, sich zusammen zu schließen und für den Erhalt ihrer jungen reformatorischen Konfession einzusetzen, hat sich das GAW zur Aufgabe gemacht, Evangelische Gemeinden und Kirchen in Minderheitensituationen zu stärken.
Zuerst geschah das innerhalb Deutschlands, ab ca. 1970 dann v. a. in den oben genannten Regionen weltweit. Nach dem Motto „Evangelisch profiliert und zugleich ökumenisch offen“ hilft das GAW Gemeinden und Kirchen weltweit, Kirchen, Pfarrhäuser, Gemeindehäuser, Kindergärten oder auch Schulen zu renovieren oder sogar neu zu bauen, finanziert die Ausbildung kirchlicher Kräfte und trägt mit seiner sogenannten Motorisierungshilfe dazu bei, dass die Mitarbeitenden in den Partnerkirchen mit Motorrad oder Auto in ihre z. T. weitentlegenen Gemeindegebiete kommen.

Dadurch helfen wir unseren Partnerkirchen, auf ganz vielfältige Weise E wie Engagiert zu sein. Hier einige Beispiele:
In Brasilien durch die Mitfinanzierung von Radiostationen, die sonntäglich Gottesdienste senden für -zig Kilometer weit entfernte Gemeindeglieder.

In Rumänien durch die Mitfinanzierung eines Kindertageszentrums für Romakinder in der Nähe von Hermannstadt, so dass diese Kinder die nötige Unterstützung erfahren, um die Schule zu besuchen, zu bewältigen und auch weiterführende Ausbildungen zu erhalten.

In Argentinien derzeit durch die Mitfinanzierung von Hilfen für die Ärmsten der Armen in Form von Verteilung von Lebensmitteln und Produkten des täglichen Bedarfs, wo das Nötigste zum Leben fehlt.

Immer wieder beeindruckt uns, was wir aus den Erfahrungen unserer Partnerkirchen lernen können: Auch in der Diaspora, weit verstreut und in der Minderheit, machen unsere Glaubensgeschwister aus wenig viel, sind sie das Salz in der Suppe der Gesellschaft, manchmal auch der Stachel im Fleisch, der Dinge beim Namen nennt, Impulse zum Umdenken gibt, anderen Mut macht, ebenfalls die Stimme zu erheben, indem sie sich für die Schwachen einsetzen. Trotz geringer Gemeindegliederzahlen angesichts andersgläubiger Mehrheiten und trotz geringer Ressourcen schauen sie zuversichtlich und mutig in die Zukunft und packen immer wieder schwierige, aber wichtige Themen an wie z. B. einen menschlichen Umgang mit Flüchtlingen, Gerechtigkeit für Männer und Frauen und vieles mehr.

Immer wieder beeindruckt uns, was wir aus den Erfahrungen unserer Partnerkirchen lernen können

Wer mehr davon erfahren möchte, wende sich gerne an die Geschäftsstelle des GAW in Baden, *gaw-baden@ekiba.de.*

Andrea Schweizer, Auerbach

E come evangelico. Ein Bericht aus Italien

Einen von vielen eigenen Erfahrungen genährten Überblick auf die Diasporasituation in Italien gibt Pfarrerin Dorothee Mack. Sie ist gebürtige Karlsruherin und ging zum Studium der Theologie nach Heidelberg, München und Rom. Nach dem Lehrvikariat und dem Pfarrvikariat ging Dorothee Mack nach Italien, wo sie in verschiedenen Waldensergemeinden Pfarrerin war. Im Jahr 1999 ging es dann für sechs Jahre nach Stutensee-Büchig. Zuletzt war Dorothee Mack wieder 16 Jahre lang in Italien, wo sie zunächst für zehn Jahre Pfarrerin in einer Waldensergemeinde in Mailand und danach sechs Jahre in einer Methodistischen Gemeinde in Mailand war. Seit Juli 2021 ist sie Pfarrerin in Karlsruhe-Rüppurr.

Am Ende meines 16 jährigen Dienstes in der Evangelischen Waldenserkirche in Italien schreibe ich gerne einen Beitrag zum Leben der evangelischen Gemeinden in der Diaspora in Italien.

Evangelisch ist in Italien natürlich weiter gefasst, als zur Waldenserkirche zu gehören. Die große Mehrheit der evangelischen Gemeinden sind in Italien Pfingstgemeinden. Man geht davon aus, dass circa 500.000 Personen (auf ca. 50 Millionen Einwohner*innen) in ganz unterschiedlichen Pfingst-Denominationen ihren evangelischen Glauben leben. Rechnet man dagegen alle zusammen, die sich eher als „historisch protestantische Kirchen“ definieren, kommt man auf eine Gesamtzahl von ca. 50.000 Gemeindegliedern. Tendenz sinkend. Wie fast überall auf der Welt.

Die Evangelische Waldenserkirche, die selbst seit über 40 Jahren eine Union der Methodistischen und Waldensergemeinden Italiens ist, hat sich 1967 mit anderen Protestantischen Kirchen zur Föderation der Evangelischen Kirchen in Italien (FCEI) zusammengeschlossen. Dazu gehören die Methodisten, die Baptisten (nicht alle!), die Lutheraner (und Schweizer Reformierte) der Evangelischen Lutherischen Kirche in Italien (ELKI), die Heilsarmee, die Apostolische Kirche, einige wenige Pfingstkirchen (die liberaleren) und die Adventisten im Beobachterstatus.

Das Leben der Waldenserkirche und ihrer Gemeinden ist in ein großes Netzwerk evangelischen Lebens eingebunden.

Und das ist für mich eines der Kennzeichen einer evangelischen Gemeinde in der Diaspora, zumindest hier in Italien: Wer in der Diaspora und somit in der Minderheit lebt, sucht nach anderen Gleichgesinnten, um das eigene Engagement, die Probleme und die Herausforderungen teilen, um gemeinsam mit anderen den Auftrag der evangelischen Kirche in Italien bedenken und stärken zu können.

> Wer in der Diaspora und somit in der Minderheit lebt, sucht nach anderen Gleichgesinnten

Ein großes gemeinsames Thema ist z.B. das der Religionsfreiheit für alle, heute insbesondere für nichtchristliche Religio-

nen. Ein anderes das der Flucht und Migration. So hat die FCEI nach 2003, als am 3.10. mehr als 300 Menschen vor Lampedusa ertranken, das Hilfswerk Mediterranean Hope *(https://www.mediterranean-hope.com)* gegründet, das europa- und weltweit durch die Idee und das Umsetzen der Humanitären Korridore bekannt geworden ist und das sich, auf ganz unterschiedliche Arten, dafür einsetzt, dass die Menschenwürde der Flüchtlinge und Migranten nicht ständig verletzt wird.

Meine persönlichen Erfahrungen mit der Diaspora habe ich in diesen letzten 16 Jahren in Mailand gemacht, und in den Jahren 1995–1999 in Prali (Waldensertäler) und Colleferro und Ferentino, zwei Kleinstädte zwischen Rom und Neapel. Jede dieser Gemeinden könnte ihre eigene Diasporageschichte erzählen. Vielleicht würde sich z. B. die Gemeinde in Prali selbst gar nicht als Diaspora bezeichnen, da zu meiner Zeit Prali (ein kleines Bergdorf) fast zu 100 % waldensische Einwohner hatte. Die Waldensertäler haben meines Erachtens durchaus viele eher volkskirchliche Ausprägungen.

> In der Diaspora zu leben, bedeutet, sich ständig erklären zu müssen

Da sah die Lage in Colleferro und Ferentino schon ganz anders aus. Beide Gemeinden hatten damals jeweils 70 Gemeindeglieder in Städten mit ca. 10.000 Einwohnern. Die nächste Waldensergemeinde befand sich im 70 km entfernten Rom, eine baptistische Gemeinde in einem Ort der Ciociaria (Gebiet um Frosinone) ca. 20 km entfernt.

In der Diaspora zu leben, bedeutet in dieser Situation, sich ständig erklären zu müssen („*Heimat ist da, wo man sich nicht erklären muss.“ – Herder*) und eigentlich davon auszugehen, dass die anderen nur zu einem geringen Teil wissen und verstehen, wer du bist, was und wie du glaubst, wie es möglich ist, dass eine Frau Pfarrerin ist, warum du nach der Geburt deines ersten Kindes die Blumen, die dir deine Schwiegermutter geschickt hat, im Krankenhaus nicht der Madonna widmen willst und warum du auf den ausgestreckten Arm der Nonne mit der Hostie in der Hand nicht freudig reagierst, sondern höflich dankend ablehnst und mitteilst, dass du nicht katholisch bist, was auf großes Unverständnis stößt.

Pfarrerin in einer Gemeinde der Diaspora zu sein, bedeutet dann auch, die Gemeindeglieder zu befähigen, sich selbst als Evangelische erklären zu können, und ihnen dabei zu helfen, die eigenen Rechte als Evangelische zu verteidigen. So wollte z. B. der Bischof von Frosinone anlässlich der Eheschließung eines Katholiken mit einer Waldenserin seinem eigenen Gemeindeglied nicht die Erlaubnis erteilen, die Trauung nach „Waldenserritus“ zu feiern und sie auf katholischer Seite ökumenisch anerkennen zu lassen. Damals musste ich mich an die Ökumenekommission auf nationaler Ebene wenden, um dem katholischen Bräutigam mit seiner waldensischen Braut zu ihrem Recht zu verhelfen.

Die Situation in den 16 Jahren, die ich in Mailand verbracht habe, war wiederum ganz anders charakterisiert. Mailand hat vor mehr als 20 Jahren einen Rat der Christlichen Kirchen – einer der ersten in Italien – (von ambrosianisch-katholischer

Seite mit dem Erzbischof Kardinal Martini, der an der Ökumenischen Versammlung in Basel 1989 teilgenommen hatte) gegründet, und vieles in der ökumenischen Zusammenarbeit läuft problemloser als an vielen anderen Orten Italiens.

In Mailand selbst gibt es ganz unterschiedliche evangelische und protestantische Gemeinden. Im Stadtgebiet selbst (ca. 1,4 Millionen Einwohner) findet man um die 40 Pfingstgemeinden – viele davon sind ethnisch geprägt, und dann zwei baptistische, eine lutherische, eine methodistische und eine waldensische Gemeinde, daneben auch die Heilsarmee und die Adventisten.

Die einzige Gemeinde, die schon vor 1860 hier bestand, ist die deutschsprachige lutherische Gemeinde, alle anderen kamen erst dann, als es nach dem 17.2.1848 (Patentbriefe des Königs Carlo Alberto) möglich war, außerhalb der Waldensertäler als Italiener (Italien wurde als Staat 1861 gegründet) auch protestantisch zu sein.

Fast zeitgleich kamen nach Mailand die Waldenser (aus den Tälern) und die Methodisten (zuerst aus England, dann auch aus den USA). Etwas später kamen die Baptisten dazu, dann auch weitere Gruppierungen. Schon von der Zeit vor 1900 wird berichtet, dass es eine gewisse Zusammenarbeit der Protestanten in Mailand gab und dass sie einen protestantischen Hilfsverein gegründet haben.

Heute ist das Gemeindeleben der einzelnen protestantischen Gemeinden kaum ohne die Kontakte mit den anderen vorstellbar, und zwar von der Arbeit mit Kindern bis zum Engagement in der Diakonie. Baptisten, Waldenser und Methodisten (BMW in Italien!) haben schon im Jahre 1968 ein gemeinsames Protestantisches Kulturzentrum der Stadt gegründet. Das hat die Aufgabe, protestantische Kultur zu verbreiten. Das Angebot geht von mehr biblisch und theologisch geprägten Themen bis zu aktuellen Fragen wie z.B. der weltanschaulichen Neutralität des Staates, des Klimawandels oder den Herausforderungen von Covid 19 für einen Wandel der Gesellschaft. (Seit fast einem Jahr läuft natürlich fast alles online.)

Auch die Pfarrerinnen und Pfarrer sind für die Vorträge im Kulturzentrum angefragt. Der Pfarrdienst beschränkt sich in Italien eigentlich nie nur auf die eigene Ortsgemeinde, sondern hat auch die Aufgabe, in unterschiedlichsten Situationen den Protestantismus zu repräsentieren. So wurde ich immer wieder auch zu Vorträgen außerhalb des Protestantischen Kulturzentrums eingeladen. Ich habe in staatlichen Schulen, in Bibelschulen für Laien der katholischen Kirche, in einzelnen katholischen Gemeinden und Vereinen gesprochen. Meist ging es da um biblische Themen, aber auch um Fragen wie „Homosexualität und Kirche“ oder auch „das Eheverständnis des Protestantismus“ oder „die christliche Patientenverfügung“, die von der katholischen Kirche hier noch abgelehnt wird.

Meine eigene Gemeindeerfahrung erstreckt sich in Mailand auf den Dienst in zwei verschiedenen Gemeinden. Ich habe zehn Jahre in der Waldenserkirche und sechs Jahre in der Methodistischen Gemeinde gearbeitet.

Die Waldenserkirche ist eine mehrheitlich aus Italienern zusammengesetzte Gemeinde mit ca. 550 Gemeindegliedern,

die von 2 Pfarrern versorgt wird, die methodistische Gemeinde hat 230 Gemeindeglieder, die aus 15 unterschiedlichen Ländern kommen und deren Gemeindeleben zweisprachig (Italienisch und Englisch) abläuft.

Die methodistische Gemeinde Mailands war bis in die 70er Jahre hinein eigentlich eine rein italienische Gemeinde. Dann, nach der Ankunft der ersten Migranten im Emigrationsland Italien, hat sie ihre Türen für methodistische Ghanaer und Filipinos geöffnet, die mithilfe eines englischsprachigen Missionars vorerst eine eigene Gemeindegruppe gebildet haben.

Kirche nicht alleine gestalten, sondern auf einander angewiesen sein

Dann kam es im Laufe der Jahre zu einer immer größeren Zusammenarbeit zwischen der Gruppe und der Gemeinde. Diese wurde um das Jahr 2000 nochmal intensiviert, als auf nationaler Ebene (zuerst als Union der Waldenser und Methodisten, dann auch als FCEI) das Programm „Miteinander Kirche Sein“ eingeführt wurde. Kernauftrag dieses Programms richtet sich nach Gal 3,26 (Da ist nicht Jude noch Grieche …) und versucht, Gemeinden, die ihre Einheit in Vielfalt leben wollen, darin zu bestärken und zu begleiten.

Inzwischen gibt es auch einen interkulturellen Fortbildungskurs für Laien und seit 2016 auch einen Master in interkultureller Theologie der Waldenserfakultät in Rom. Ich hatte das Glück, diesen Studiengang zu absolvieren.

Ich bin davon überzeugt, dass einer der Gründe, warum man sich in der Waldenserkirche dazu entschlossen hat, „Miteinander Kirche Sein“ zu leben und nicht einfach nur Gastfreundschaft gegenüber evangelischen Migranten zu zeigen und ihnen die eigenen Kirchenräume für ihr getrenntes Gemeindeleben zur Verfügung zu stellen, auch mit der Existenz in der Diaspora zu tun hat.

Meiner Erfahrung nach ist das Bedürfnis, nicht „alleine“ zu existieren und alleine Kirche zu gestalten und zu leben, in der Diaspora größer als in einer Situation, in der man eigentlich kaum auf andere angewiesen ist, weil man eben, wenn man auch nicht in der Mehrheit ist, sich doch in einer so starken Position befindet, dass man die anderen weniger braucht.

Aber: Es kommt natürlich auch hier in Italien darauf an, dass sich die richtigen Personen treffen, um gemeinsam neue Wege zu wagen, und längst nicht alle Experimente des Miteinanders sind geglückt und dauern noch an.

Diaspora bedeutet, dass man in der Zerstreuung lebt. Diese Bedingung der Zerstreuung hilft aber nun gerade, nach Wegen zu suchen, die in Gemeinsamkeiten führen, Netzwerke zu bilden, die tragen und immer zu versuchen, das WIR zu leben, das größer ist als die Ortsgemeinde, zu der ich gehöre.

Dorothee Mack, Karlsruhe

Ungarische Gemeinden in Baden

Wie es zu „ungarischen Gemeinden“ in Deutschland kam und welche es in Baden gibt, wie sie sich organisieren und was für sie die Diasporasituation bedeutet, darüber gibt Pfarrer Paul Varga einen instruktiven Überblick. Er hat selbst „ungarische Gemeinden“ betreut und ist Mentor von ungarischen Stipendiaten in Baden.

In etwa 25 Städten in Deutschland finden regelmäßig protestantische Gottesdienste in ungarischer Sprache statt. Davon sind vier Städte in Baden: Freiburg, Karlsruhe, Mannheim und Heidelberg. In diesen Städten wird je einmal im Monat ein Gottesdienst für die Ungarn gefeiert – und zwar mit der Besonderheit, dass hier auch die katholischen Ungarn daran teilnehmen (da es hier keine eigenen ungarischen katholischen Gemeinden gibt ...).

Vorgeschichte in Kürze: Es gibt ungarische evangelische (= lutherische) und reformierte Gemeinden seit 70-80 Jahren in einigen Großstädten in Deutschland – z. B. Köln, Frankfurt, Stuttgart, München, Heidelberg oder Hannover, in denen Ungarn seit vielen Jahren leben und hier schon früh ihre Gemeinden gründeten. Diese Gemeinden waren ziemlich „auf sich gestellt“, oder fanden Unterstützung – in einzelnen Fällen – von den deutschen Kirchen. Ein eigenes Kirchengebäude hatten sie nicht, aber sie waren „Gäste“ einer deutschen Gemeinde. Pfarrer mit ungarischer Muttersprache waren aber manchmal auch Pfarrer in deutschen – evangelischen oder reformierten – Gemeinden. So entstanden enge Beziehungen zu den Gastgeberkirchen.

Nach Statistiken gibt es mehrere 100.000 Ungarn in Deutschland

Viele Ungarn kamen nach Deutschland und zwar in 3 Wellen: Nach dem 1. Weltkrieg, nach der Revolution von 1956 und schließlich 1989, nach dem Fall des „Eisernen Vorhangs“. Zurzeit gibt es auch viele Gastarbeiter-Familien aus ungarischen Gebieten im Karpatenbecken (außer Ungarn aus Siebenbürgen, Slowakische Republik, Serbien, Kroatien oder Ukraine). Nach Statistiken gibt es mehrere 100.000 Ungarn in Deutschland.

Seit 2012 gibt es den „Bund Ungarischsprachiger Protestantischer Gemeinden in Deutschland e. V.“, eine Dachorganisation, die inzwischen hier alle – kirchlich interessierten – ungarischen Protestanten zusammenhält und eng mit der EKD zusammenarbeitet. Zu diesem Bund gehören 12 „Seelsorgerkreise“ in Deutschland. Da die Situation in der Diaspora immer anders ist als in einer Stadt- oder Dorfgemeinde, manche dieser Seelsorgerkreise haben 5–8 Gottesdienststellen, und der Stelleninhaber – oder Stelleninhaberin – ist fast an jedem Wochenende unterwegs, oft in zwei voneinander entfernten Gemeinden an einem Sonntag. (Nicht anders ist das bei den ungarischen katholischen Gemeinden, die noch größere Gebiete umfassen und noch weniger Pfarrer haben – so zurzeit auch in den Städten in Baden). Der Bund organisiert die Besetzung der Stellen mit Pfarrern/Pfarrerinnen oder

mit Stipendiaten aus ungarischen Mutterkirchen, zu denen er gute Beziehungen hat. So können zurzeit alle ungarischen Gottesdienste in diesen 25 Städten regelmäßig stattfinden.

Zur Situation in Baden: Die erwähnten 4 ungarischen Gemeinden hier haben je ein „Zuhause“ bei einer deutschen Gemeinde vor Ort gefunden. Dafür sind sie besonders dankbar und pflegen gute Kontakte zu diesen Gemeinden. Seit 2018 kommt jährlich ein Stipendiat mit einem Stipendium von der Ungarischen Reformierten Kirche hierher und hält regelmäßig die Gottesdienste (zurzeit ist das Pfarrerin Anna Veres, – zuständig für Mannheim, Karlsruhe und Freiburg).

Zu den einzelnen ungarischen Gemeinden in Baden:
In Freiburg gibt es eine „ökumenische ungarische Gemeinde“ seit etwa 20 Jahren mit der Besonderheit, dass hierher viele Jahre lang ein ungarischer Pfarrer/oder eine Pfarrerin/aus der Schweiz kam, um einmal monatlich mit den Ungarn einen Gottesdienst zu feiern. So blieb diese Gemeinde – ca. 25–30 Personen – Jahre lang erhalten, bis 2018 auch diese Gemeinde zum „Ungarischen Seelsorgerkreis in Baden“ dazu kam und in der Johanneskirche in Freiburg-Merzhausen die monatlichen Gottesdienste feiern kann.

> Die ungarischen Gemeinden in Baden haben je ein „Zuhause“ bei einer deutschen Gemeinde vor Ort gefunden

In Karlsruhe hat die Friedenskirchengemeinde die Ungarn seit 2018 aufgenommen. Diese „neue“ Gemeinde wurde von Pfr. Lajos Ráksi – damals Stipendiat hier – gegründet und ein Jahr lang betreut. Dann übernahm hier den Dienst – vertretungsweise – Pfr. Varga aus Heilbronn, bis die Stipendiatin Pfarrerin Veres aus Ungarn im Oktober 2020 hierher kam. Sie hat den Gemeindeaufbau hier vorangetrieben und feierte in dieser Zeit mit der Gemeinde nicht nur Gottesdienste, sondern auch Taufen und im Mai 2021 eine Konfirmation (s. Bild: Bild von der Konfirmation in Karlsruhe: Pfarrerin Veres mit vier Konfirmanden).

In Mannheim – wo Fr. Veres auch wohnt – treffen sich die Ungarn in der dortigen Friedenskirchengemeinde, ebenfalls monatlich und ebenfalls „ökumenisch“. Dort wurde ein Presbyterium 2020 gewählt, und die Zahl der Gemeindemitglieder (sogar aus Rheinland-Pfalz – z. B. Speyer) ist in einem Jahr schnell gewachsen. Hier sieht man besonders gut, wie die Seelsorge vor Ort eine entscheidende Rolle spielt ...

In Heidelberg befindet sich wohl die älteste ungarische Gemeinde auf badischem Boden. Dort gab es schon gleich nach dem 2. Weltkrieg eine Gemeinde mit einem ungarischen Pfarrer. Später wurde diese Gemeinde von Frankfurt, ja sogar von Köln aus betreut ... bis hier ein neuer Seelsorgebezirk 2012 entstand, mit den ungarischen Gemeinden in Mainz, Frankfurt und Heidelberg. Hier gibt es seitdem jährlich einen Stipendiaten aus den Mutterkirchen – und die Ungarn aus Heidelberg treffen sich in der Petruskirche oder im Studentengemeindehaus in Heidelberg.

Zu diesen ungarischen Gemeinden in Baden gehören insgesamt etwa 300 ungarische Gemeindemitglieder, von denen viele auch in ihren deutschen Ortsgemeinden tätig sind. Diese Gemeinden suchen auch die ökumenischen Kontakte zu anderssprachigen Gemeinden, da sie wissen, sie gehören zum einen Leib Jesu Christi.

Die Situation in der Diaspora: Ungarn sind hier im ganzen Land verstreut – das ist für uns: Diaspora.

Auch in anderen Ländern in West-Europa sind viele Ungarn – wie auch in Amerika –, aber die meisten leben doch hier in Deutschland.

Wie kann man sie dann kirchlich betreuen und „organisieren"? Das ist nicht einfach. Einige Pfarrer und Pfarrerinnen dieser Diasporagemeinden reisen jährlich 30–50tausend Kilometer, um Gottesdienste zu feiern und seelsorgerische Besuche zu machen. Besonders wichtig sind die Kontakte zu den älteren, einsamen und kranken Mitmenschen, aber auch zu Familien mit Kindern (wegen Taufe, Jugendarbeit oder Konfirmation).

Hier ist Seelsorge wirklich gefragt ... und darum ist die Diaspora-Arbeit mit viel Reisen verbunden. Ebenso wichtig ist die „Telefon-Seelsorge" in der Diaspora. So können viele Notleidende – aber auch „neue" Gemeindemitglieder – betreut, ermutigt oder getröstet werden. Die Integration in der ungarischen Gemeinde – wie auch in der deutschen Gemeinde vor Ort – ist eine weitere große Aufgabe der Diaspora.

> Zu den ungarischen Gemeinden in Baden gehören insgesamt etwa 300 ungarische Gemeindemitglieder

Zu den ungarischen Gottesdiensten gehören – und leider ist gerade diese Aktivität in der Coronazeit ausgefallen – die „Agapen", d. h. die Gemeindenachmittage nach jedem Gottesdienst (die meist am Nachmittag stattfinden). Hier ist die Möglichkeit gegeben, einander besser kennenzulernen und Erfahrungen auszutauschen – beim Kaffee und Kuchen. Die Gaben zu diesen Gemeindenachmittagen

werden von den Gemeindemitgliedern selbst mitgebracht, bzw. diese Treffen am Ort vorbereitet.
So ist die Tätigkeit in einer Diasporagemeinde sehr vielseitig und der Pfarrer (oder Pfarrerin) braucht die Unterstützung der Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen. Dankbar sind wir für die Hilfe der Kirchengemeinderäte (Presbyter) und weiterer aktiver Gemeindemitglieder wie auch der Gastgebergemeinden, die die Räumlichkeiten zur Verfügung stellen.

Paul Varga, Heilbronn

Gemeinde-Sein in Brasilien – ein Erfahrungsbericht

Dr. Dirk Oesselmann, heute Professor für Gemeindepädagogik und Beauftragter für Internationalisierung an der EH Freiburg, lebte und arbeitete von 1987 bis 2004 in Brasilien. Davon berichtet er uns und gewährt uns einen spannenden Einblick in ein Gemeindeleben weit weg von Europa mit all seinen Schönheiten, Risiken und Wirkungen.

Vorab eine kurze Anmerkung zu meiner beruflichen Biographie, die durchaus ungewöhnlich ist. Nach meinem abgeschlossenen Theologiestudium erhielt ich ein Stipendium, um meinen Master in Religions- und Sozialwissenschaften in Brasilien – genauer an der Methodistischen Universität im Großraum São Paulo – zu absolvieren. Es ging dabei um die Bedeutung von Religion bei Straßenkindern. Über dieses Thema kam ich auch in Kontakt mit der lutherischen Kirche von Santo Amaro, einem Stadtteil von São Paulo. Dort befand sich zu der Zeit ein Straßenkinderprojekt im Aufbau. Ich engagierte mich dort. Ein Jahr später musste der Leiter dieses Projekts aus gesundheitlichen Gründen aussteigen und ich wurde gefragt, ob ich dort mitarbeiten könnte. Daraus wurde dann mein Vikariat. Dadurch wurde ich nicht nur zu einem angehenden Pfarrer der IECLB, der Evangelischen Kirche lutherischen Bekenntnisses Brasiliens, sondern auch mein Aufenthalt, der eigentlich auf 2–3 Jahre geplant war, dehnte sich auf letztlich 17 Jahre aus. In dieser Zeit war ich über die Gemeinde und das Projekt in São Paulo hinaus auch in der Gemeinde von Belém do Pará aktiv, wohin es mich sieben Jahre später verschlug.

> Ich wurde angehender Pfarrer der IECLB, der Evangelischen Kirche lutherischen Bekenntnisses Brasiliens

Doch zurück zu dem Gemeinde-Sein in drei sehr unterschiedlichen Kontexten.

Die Friedenskirche[1] in Santo Amaro ist eine Stadtgemeinde vorwiegend mit Menschen aus dem gehobenen Mittelstand. Die deutschen Wurzeln sind im Gemeindealltag deutlich sichtbar, aber es gibt ebenso viel „Brasilianisches“. Schleichend und ganz unspektakulär entwickeln sich kulturelle Mischformen weiter, gut erkennbar beispielsweise im Sprachgebrauch. Die Gemeinde ist relativ groß mit über 1.000 Mitgliedern und kann sich allein finanzieren.[2] Die meisten Mitglieder haben die brasilianische Staatsangehörigkeit, fühlen sich als Deutsch-Brasilianer*innen. Viele kommen vom Land und sind in den letzten Jahrzehnten in die Stadt gezogen. Es gibt aber auch Deutsche, die über multinationale Firmen nur eine Zeit lang in São Paulo bleiben. Die dadurch entstehende Vielfalt macht die Menschen offen füreinander – selbst wenn die

> Die dadurch entstehende Vielfalt macht die Menschen offen füreinander

Friedenskirche in der allgemeinen Wahrnehmung „die Gemeinde der Deutschen“ bleibt. Aktivitäten und Gottesdienste, die auf Deutsch und Portugiesisch stattfinden, sind gut besucht. Für viele bildet die Gemeinde eine Referenz inmitten eines riesigen Molochs von 20 Millionen Einwohnern. Dabei spielt es eine große Rolle, dass sie hier kulturell und religiös andocken können. Es gibt Verbindendes in den Biographien, in Hintergründen und Perspektiven, aber auch in den Werten sowie im religiösen Ausdruck.

Und noch einige Hintergrundinformationen zu der IECLB. Durch eine starke Migrationswelle im 19. Jahrhundert von Deutschen (vor allem aus Pommern und aus dem Hunsrück) nach Brasilien hat sich eine eigenständige Kirche herausgebildet, die seit 1931 auch ihre eigenen Pfarrer*innen ausbildet. Sie versteht sich als brasilianische Kirche mit deutschen Wurzeln. Diese Wurzeln sind in vielen Gemeinden noch identitätsprägend, so dass es schwerfällt, andere nicht-deutsche Bevölkerungsgruppen anzuziehen. Parallel dazu gibt es als Kirche eine lange brasilianische Tradition und Identität, die auch in der Ausbildung der Nachwuchskräfte intensiv herausgearbeitet und weiterentwickelt werden. Ein ganz wichtiger Faktor ist das gesellschaftliche Engagement für soziale Randgruppen. Und damit komme ich zu der zweiten Gemeinde, in der ich in São Paulo hauptsächlich tätig war: das Programa Comunitário da Reconciliação[3] (Gemeinschaftsprogramm zur Wiedereingliederung von Straßenkindern).

> Auf dieser Basis ergab sich eine zukunftsweisende Synergie, und noch mehr: der Beginn einer ökumenischen Gemeinde

Der Gemeinde Santo Amaro, die wie gesagt sehr stark von der gehobenen Mittelschicht geprägt ist, wurde in den 1980er Jahren ein Grundstück in der Peripherie desselben Stadtbezirks von einem verstorbenen Mitglied vererbt, allerdings mit einer Auflage, dort etwas Soziales zu machen. Das Grundstück lag nicht nur entfernungsmäßig weit weg von der Friedenskirche (zirka 15 Kilometer – und mindestens 40 Minuten Autofahrt), sondern auch in einem ganz anderen sozialen Umfeld mit vielen Favelas (Slums). Es gab glücklicherweise einen sozial-missionarisch inspirierten Pfarrer, der diesen Auftrag gern annahm und sich vor Ort niederließ. Das war ein wichtiges Zeichen an das Umfeld, dass da nicht jemand nur von außen etwas aufbauen wollte, sondern sich auf die Menschen dort einließ. Und so kamen viele wichtige Beziehungen zu unterstützenden Gruppen aus der direkten Umgebung zustande, unter anderem auch zu einer Frauengruppe der katholischen Kirche. Diese setzte sich bereits seit längerem für die Kinder ein, die die Reste des Gemüsemarktes einsammelten und davon lebten. Die Frauen kochten eine Suppe für die Kinder, sprachen mit ihnen und wollten sie dazu bewegen, zurück in die Schule zu gehen. Ihnen fehlte allerdings ein Ort für diese gemeinschaftlichen Aktivitäten. Auf dieser Basis ergab sich eine zukunftsweisende Synergie, und noch mehr: der Beginn einer ökumenischen Gemeinde. Das Projekt („Projeto“) – wie es von der Bevölkerung getauft wurde – baute weiter auf der Mit-

wirkung der betroffenen Menschen aus den Slums auf und wurde auch stark von Gruppen und Geschäftsleuten der Umgebung unterstützt. Die Arbeit entwickelte sich gut, Mitte der 1990er Jahre besuchten zirka 400 Kinder und Jugendliche täglich das Projekt, 50–80 Personen engagierten sich dabei.

Für mich war es eine Aufgabe, die mich grundlegend geprägt hat. Es war spannend, wie sich Teile der eher traditionellen und sozial abgesicherten Gemeinde in Santo Amaro von der Arbeit mitreißen ließen. Viele fanden in dem Projekt eine Form, ihrer religiösen Motivation Ausdruck zu verleihen. Gleichzeitig war es ein Balanceakt, die extrem unterschiedlichen „Lebenswelten" und die damit verbundenen Wahrnehmungen und Perspektiven der engagierten Menschen in einer übergreifenden Zielsetzung zu synergetisch verbinden. Trotz der Entfernung beeinflussten und veränderten sich beide Gemeindegruppen in Santo Amaro und im Projekt gegenseitig.

> Auf dieser Basis ergab sich eine zukunftsweisende Synergie, und noch mehr: der Beginn einer ökumenischen Gemeinde

Nach meiner Beobachtung spielten dabei die gemeinsamen gottesdienstlichen Feiern vor Ort in dem Projekt mit anschließendem Essen und Trinken eine entscheidende Rolle.

Ja, es bildete sich eine kleine Gemeinde aus Mitarbeitenden, Unterstützer*innen, Familien der Kinder und Jugendlichen heraus mit ganz eigenen Formen von religiösem Ausdruck. Die Arbeit im Projekt war dabei Rahmen, Motiv, Ziel, Suche und Hoffnung – Anlass zum Gebet, zur Seelsorge, zum Teilen und zum Sich-Begegnen. Diese Erfahrungen inspirierten mich sehr und ließen den Entschluss heranreifen, darüber unter dem Titel „Spiritualität und soziale Veränderung" zu promovieren. Und damit begann ein neuer Abschnitt meines Lebens im Norden Brasiliens, genauer im Amazonasdelta in der Stadt Belém do Pará.

> Die Gemeinde formierte sich als ein Pool von politisch Verfolgten und Engagierten für Menschenrechte und soziale Gerechtigkeit

Es war die Pastorin Marga Rothe der lutherischen Gemeinde in Belém, die mich einlud, dort als Ökumenereferent in der Universidade Popular, einer Fortbildungseinrichtung für zivilgesellschaftliche Basisbewegungen und -gemeinden, tätig zu werden. Diese Verbindung in der Person der Pastorin zeigt bereits die sehr besondere Charakteristik der Gemeinde auf, die sich vor allem als Rückzugsort für Widerstandskämpfer*innen während der Militärdiktatur herausbildete. Die Gemeinde formierte sich in den 1970–80er Jahren als ein Pool von politisch Verfolgten und Engagierten für Menschenrechte und soziale Gerechtigkeit. Dabei arbeitete die Gemeinde sehr eng mit anderen Basisgemeinden zusammen – die unterschiedlichen Konfessionen spielten kaum noch eine Rolle, sie wurden eher als verschiedene religiöse Sprachen und Wahrnehmungen betrachtet. Bis heute ist die größte Herausforderung sicherlich die Abhängigkeit von externer finanzieller Unterstützung.

Mein Leben in der Diaspora?? Ich zögere, dies als solches zu bezeichnen. Die Erfahrungen sind vielfältig, in und mit unterschiedlichen Gruppen, in den jeweiligen Motiven und Schnittbereichen verschiedener und gleichzeitig miteinander verzahnter Herkünfte und Identitäten. Es hat aber auch zu tun mit dem so lebendigen Kontext Brasilien, der leicht die kulturellen Unterschiede verschwimmen lässt, gleichzeitig aber auch erbarmungslos soziale und politische Grenzen aufwirft. Heute blicke ich auf diese 17 Jahre zurück und weiß, dass sie mich entscheidend geprägt haben.

Dirk Oesselmann, Freiburg

---

1 Igreja da Paz (igrejaluteranadapaz.com.br)
2 Ich beziehe mich auf die Situation in den 1990er Jahren.
3 Vorstellung: Reconciliação (reconciliacao.net)

Leben in der Diaspora: Als Auslandspfarrer in Singapur

Pfarrer Dr. Markus Beile, Religionslehrer in Konstanz, nimmt uns mit in seine ehemalige Auslandsgemeinde in Singapur, lässt uns erfahren, was an ihr typisch und ganz anders ist, stellt kritische Sichtweisen auf unser Gemeindesein in Baden her und wirbt so für ein neues Modell von Kirche.

I) Zur Einstimmung

Über meine Erfahrungen in der Diaspora soll ich berichten. Nun, eigentlich könnte da jede meiner kirchlichen Stationen in Frage kommen. Die meiste Zeit habe ich als Pfarrer am Bodensee gearbeitet, einer Gegend, in der die Protestanten gegenüber den katholischen Mitchristen immer in der Minderheit waren und auch heute noch sind. Da gäbe es viel Interessantes und Spannendes, von dem ich erzählen könnte. Jedoch: Ungleich mehr Diaspora war meine Zeit als Auslandspfarrer in Singapur, wo ich in den Jahren 2005 bis 2008 gelebt habe. Gemessen daran ist evangelische Diaspora am Bodensee immer noch in einer außerordentlich komfortablen Situation.

> Gemessen an Diaspora-Situation in Singapur ist die evangelische Diaspora am Bodensee immer noch in einer außerordentlich komfortablen Situation

Was Diaspora in einer Extremsituation bedeutet und inwiefern diese für unsere kirchliche Zukunft Anregung sein kann: Darum soll es im Folgenden gehen.

II) Diasporasituation in Singapur

Die evangelische Auslandsgemeinde in Singapur bestand in der Zeit, als ich dort lebte, aus ca. 200 zahlenden Mitgliedern. Das hört sich erst einmal wenig an. Aber die zahlenden Mitglieder waren nur in wenigen Fällen Karteileichen, sondern fast alle aktive, interessierte (und anspruchsvolle!) Gemeindemitglieder.

Auf 200 zahlende Mitglieder zu kommen, war das Ergebnis harter Arbeit. Mitgliedergewinnung war eine ständige Aufgabe in Singapur, und zwar aus zwei Gründen: Wer ins Ausland zieht, tritt damit, weil er Deutschland verlässt, automatisch aus der evangelischen Kirche aus. Viele der Deutschen haben gar nicht bemerkt, dass sie plötzlich nicht mehr Kirchenmitglieder waren, weil sie schon in Deutschland kirchlich auf Distanz gegangen sind. Hinzu kommt: Die Deutschen, die nach Singapur ziehen, haben in der Regel zeitlich befristete Arbeitsverträge. Meistens laufen sie über drei Jahre. Auf die Schar der Ankommenden zuzugehen und sie von dem Sinn einer Mitgliedschaft zu überzeugen: Darum ging und geht es für die evangelische Gemeinde in Singapur. Das ist überlebensnotwendig. Es funktioniert nicht, darauf zu warten, dass jemand von sich aus Mitglied wird. Das tun nur ganz wenige. Die allermeisten müssen aktiv beworben werden.

Um erfolgreich zu sein, muss man ihnen etwas bieten. Die Zuziehenden, meist im Bereich der Wirtschaft tätig, machen für sich eine Kosten-Nutzen-Kalkulation: Bringt die evangelische Gemeinde uns etwas? Lohnt es sich für uns, Mitglied zu werden? Wenn die evangelische Gemeinde für sie nicht attraktiv ist, machen sie nicht mit.

Grund, Mitglied zu werden, war für einige ganz allgemein der Wunsch, sich seiner Identität zu versichern in einem exotischen Umfeld

Grund, Mitglied zu werden, war für einige ganz allgemein der Wunsch, sich seiner Identität zu versichern in einem exotischen Umfeld. Kirche ist, und das wird einigen im Ausland durchaus bewusst, ein kultureller und wertestiftender Faktor: Kirchliche Festzeiten und Feste wie Advent, Weihnachten und Ostern werden auch in der Nähe des Äquators gerne gefeiert.

Ganz praktische Gründe, Mitglied zu werden, sind bei einigen Familien anstehende Konfirmationen der Kinder. Aber das reicht zahlenmäßig nicht aus, um die Gemeinde finanziell am Leben zu erhalten. Es braucht darüber hinaus weitere Aktivitäten. Zum Beispiel lebendige Gottesdienste. Unsere Gemeindemitglieder und Gottesdienstbesuchenden waren im Durchschnitt ca. 20–25 Jahre alt, die Eltern oft zwischen 30 und 40 Jahren, dazu kleine Kinder. Deutsche jenseits der Fünfzig gibt es in Singapur kaum. Jüngere und ganz junge Menschen haben eine ganz andere Vorstellung von Gottesdienst. Da kann man keinen agendarischen Gottesdienst anbieten. Gottesdienst soll lebensnah sein. Er soll berühren. Und abwechslungsreich sein. Die Musik soll flott und frisch sein. Die Sprache verständlich. Das erforderte ein völlig anderes Gottesdienstkonzept. Wir stellten uns als Gemeinde auf diese Erwartungen ein: Entweder feierten wir einen Familiengottesdienst mit knapper Liturgie, Kreativelementen und einer kurzen (!) Ansprache an die Erwachsenen. Manchmal waren wir dazu außerhalb der Kirche, zum Beispiel am Meer. Oder die Kinder gingen bald nach dem Anfang des Gottesdienstes in den nebenan gelegenen Kindergottesdienst und kamen an Ende des Gottesdienstes wieder zum gemeinsamen Segen.

Als Pfarrer in einer Auslandsgemeinde ist man Kommunikator – und kein Pfarrherr, der im Pfarramt residiert

Als Pfarrer in einer Auslandsgemeinde ist man Kommunikator – und kein Pfarrherr, der im Pfarramt residiert. Kontaktknüpfung und Kontaktpflege: Das ist für eine Auslandsgemeinde elementar. In den vielen Gesprächen, die man führt, bekommt man intensiv mit, was die Gemeindemitglieder bewegt und beschäftigt. Wenn Eltern mit ihren Kindern sich auf den Weg machen durch die halbe Insel, um am Gottesdienst teilzunehmen, dann wollen sie, dass die Predigt lebensnah ist und ihnen Impulse gibt für Bewältigung des nicht immer ganz einfachen Lebens in der Fremde. Perikopenordnung? Das war der falsche Ansatz. In Singapur habe ich gelernt, von der Lebenswelt meiner Gemeindemitglieder auszugehen.

Jüngere Leute, die in der Wirtschaft arbeiten, sind ein kritisches Publikum: Sie geben Rückmeldung, ob sie von der Predigt angesprochen waren oder nicht. Dogmatische Lehrsätze, exegetische Vorträge, fromme Sprüche, binnenkirchliche Sprache: All das langweilt sie, und das sagen sie auch. Oder sie sagen es nicht, sondern bleiben einfach weg. Und treten wieder aus. So gesehen war die Zeit in Singapur für mein Predigen eine ungemein hilfreiche Schule. In Singapur habe ich gelernt, klar und verständlich zu predigen.
Wir hatten in Singapur einen Frauen- und einen Männerkreis: Lauter jüngere Menschen waren es, die mit von der Partie waren. In Deutschland kenne ich solche Kreise auch, aber mit einem völlig anderen Alterssegment. Um Existenz- und Lebensfragen ging es in den abendlichen Runden – und, was Religion dazu als Beitrag leisten könnte. Wie ist das, in der Fremde und in einem multireligiösen Umfeld zu leben? Was kann und will ich meinen Kindern mit auf ihren Weg geben? Was ist wichtig im Leben? Was ist überhaupt Religion und wozu braucht man das? Ich erinnere mich an viele Gespräche, die in die Tiefe gingen – und uns alle einander näherbrachten. Ich als Pfarrer war dabei herausgefordert, den Fragen der meist naturwissenschaftlich geprägten Menschen standzuhalten. Da sind wir als Theologen und Theologinnen meist nicht gut vorbereitet. Und springen schnell in theologische Bekenntnisse hinein, anstatt uns auf andere Denkparadigmen einzulassen.

> Geselligkeit war noch kein Wert an sich: Es muss sich erschließen, warum es sinnvoll ist, dafür speziell in eine evangelische Gemeinde zu gehen

Geselligkeit war in der Gemeinde immer auch wichtig. Aber: Da gab es ein großes Angebot in Singapur. Auch innerhalb der deutschen Community wurde hierfür auf vielfältige Weise gesorgt. Geselligkeit war noch kein Wert an sich: Es muss sich erschließen, warum es sinnvoll ist, dafür speziell in eine evangelische Gemeinde zu gehen. Attraktiv war unser Gospelchor, den ich ins Leben gerufen hatte. Er existiert heute noch. Es machte den Sängerinnen und Sängern nicht nur Freude, flotte, rhythmische Lieder zu singen. Es waren auch die Inhalte, deretwegen sie dabei waren. Natürlich kam das Gesellige noch dazu! Das durfte nicht fehlen!
Gesellige Momente gab es überall in der Gemeindearbeit. Zum Beispiel nach den Gottesdiensten: Die Teilnehmenden standen meist noch lange vor der Kirche. Wir sorgten für Getränke. Und immer fand sich eine Gruppe, die anschließend miteinander essen ging.
Ein wichtiges Element in diesem Zusammenhang waren Freizeiten: Wir haben mehrmals im Jahr an verlängerten Wochenenden Freizeiten angeboten. Das waren Höhepunkte im Jahr, von denen man noch lange sprach.
Die deutschen Schulen sind im Ausland wichtiger Anlaufpunkt. Religionsunterricht haben die deutschen Auslandsschulen in der Regel abgeschafft. Ich hatte aber die Möglichkeit, für Grundschüler Religionsstunden auf freiwilliger Basis anzubieten. Auch hier war es wie bei allen anderen Veranstaltungen der evangelischen Gemeinde: Wenn es den Schülerinnen und

Schülern nicht gefiel, blieben sie weg. Auch da lernte ich, die Kinder bei ihren Interessen abzuholen und biblische Themen darauf abgestimmt spannend und kreativ aufzubereiten.
Viel ist dadurch in der Gemeinde in Gang gekommen, dass Menschen initiativ geworden sind. Im zweiten Jahr kam in Singapur zum Beispiel ein Mann an, der in Deutschland im Posaunenchor gespielt hatte. Er gründete einen Posaunenchor in unserer Gemeinde – und fand genügend Mitstreiterinnen und Mitstreiter. Der Posaunenchor war eine lustige Truppe, die Ausstrahlungskraft hatte: Einige Kinder in der deutschen Community lernten erst in Singapur, Trompete oder Posaune zu spielen.
Gemeinde als ein Ort, wo man sich engagieren kann. Wir in unseren deutschen Landeskirchen sind darin nicht so gut. Ob es daran liegt, dass wir das Modell einer Betreuungskirche verinnerlicht haben, mit uns selbst als Pfarrperson im Zentrum, die alles am besten kann und im Karree herumspringt, um allen gerecht zu werden?

> Gemeinde als ein Ort, wo man sich engagieren kann

Leben in der Diaspora: Ich hatte in Singapur drei Filialgemeinden, für die ich mit zuständig war. Sie waren allesamt über 350 Kilometer entfernt. Zu der einen (Kuala Lumpur) konnte ich mit dem Bus reisen, die anderen (Penang, Manila) waren nur mit dem Flieger erreichbar. Der nächste deutsche evangelische Kollege war rund 1.000 Kilometer entfernt. Einmal im Jahr trafen wir Pfarrpersonen uns in der Region Südostasien/Australien zu einer einwöchigen Pfarrkonferenz. Immer ein Kollege bzw. eine Kollegin war gastgebend. Ich war anlässlich unserer Pfarrkonferenz in Peking, in Tokio und in Khao Lak, Thailand. Auf den Pfarrkonferenzen tauschten wir uns aus und lernten uns dabei intensiv kennen, weil wir auch (oft lange!) Abende miteinander verbrachten. Diaspora: Was das heißt, kann man im Ausland auf extreme Weise erleben.
Drei Jahre waren es, auf die ich zurückschaue, wenn ich an meine Zeit in Singapur denke. Aber von der Intensität hatte ich das Gefühl, zehn Jahre dort gewesen zu sein.

> Vieles, was in Singapur Realität ist, steht uns in Deutschland noch bevor

III) Was man von einer Auslandsgemeinde lernen kann

Vieles, was in Singapur Realität ist, steht uns in Deutschland noch bevor: Der Religionsunterricht an staatlichen Schulen ist nicht mehr unangefochten. Kirchliche Mitgliedschaft ist keine Selbstverständlichkeit mehr, sondern muss aktiv beworben werden. Kommunikation und Netzwerktätigkeit ist ein zentrales Erfordernis postmoderner Gemeindearbeit. Beteiligungskirche ist gefragt, nicht Betreuungskirche. Gemeindearbeit muss sich nach den Interessen der Mitglieder richten und nicht nach alten, ehernen Traditionen, die sich überlebt haben (Vielleicht geht es uns in dieser Hinsicht immer noch viel zu gut, dass wir es uns leisten können, Gottesdienste anzubieten, zu denen selbst enge Mitarbeitende und Kirchenälteste nicht kommen, weil sie sich nicht

angesprochen fühlen). Und last but not least: Pfarrpersonen sind als theologische Expertinnen und Experten gefragt - und nicht als Verwaltungs- und Finanzfachpersonen (das können andere besser). Sie müssen sich Fragen moderner, naturwissenschaftlich denkender Menschen aussetzen und hilfreiche Perspektiven entwickeln können. Eine belastbare theologische Anschauung, die durch das Feuer der Aufklärung hindurchgegangen ist und sich entsprechend weiterentwickelt hat, ist wichtiger denn je!

Die Auslandsgemeinde in Singapur: Ein Modell für eine Kirche der Zukunft

Gemeinde in einer extremen Diasporasituation: Taugt das als Modell für eine Kirche der Zukunft? Ich meine: ja. Gerade in Zeiten stetigen Mitgliederschwunds lohnt sich der Blick über den Tellerrand hinaus auf eine Freiwilligkeitsgemeinde, wie zum Beispiel der Deutschen Evangelischen Auslandsgemeinde in Singapur.

Markus Beile, Konstanz

Dr. Markus Beile

Neueste Veröffentlichung:

„Erneuern oder untergehen. Evangelische Kirchen vor der Entscheidung“, Gütersloh 2021

Neue Reihe „Was uns eint?“ – Eine persönliche Antwort

Im Rückblick auf die Reihe „Was uns eint?“ in den badischen Pfarrvereinsblättern sieht Pfarrer in Ruhe Bernhard Würfel kritisch auf nicht wenige der Beiträge in dieser Reihe und hinterfragt, ob wirklich eine „cross-theologische“ Auseinandersetzung gelungen sei. Anhand eigener Überlegungen zur Lehre von der Verbalinspiration legt er dar, was hier hätte Maßstab der Diskussion sein können.

Zunächst einen herzlichen Dank an alle, die an der Ausarbeitung dieser Reihe beteiligt waren.

Im letzten Beitrag begrüßt die Verfasserin Martina Dinner die Vorgehensweise bei der Abfassung der einzelnen Beiträge als „cross-theologisch“, das bedeutet kein „Schubladendenken“ sondern ein Aufeinanderzugehen in unterschiedlichen theologischen Positionen. Doch wurde dieses zweifellos begrüßenswerte Prinzip in den Darstellungen immer durchgehalten? Diese „cross-theologische“ Methodik überzeugt mich am besten in dem Beitrag „Mission“ im Heft 11–12/2020 (Anm. 1). Das Gremium war unterschiedlich zusammengesetzt und hat eine recht brauchbare Positionsbestimmung für das Referat „Verkündigung in Gemeinde und Gesellschaft“ erarbeitet. In den Ausführungen wird die Relevanz zum trinitarischen christlichen Bekenntnis unseres Glaubens sichtbar: Konvivenz, Dialog, Zeugnis des eigenen Glaubens. In ganz ähnlicher Weise hat bereits 1990 die VELKD unter Leitung von Theo Sundermeier aus Heidelberg eine Studie herausgebracht mit dem Titel „Religionen, Religiosität, christlicher Glaube“ (Anm. 2). Damit wird ein weiteres Kriterium sichtbar. Es geht um die Relevanz des Bekenntnisses in allen Aussagen. Das heißt, die Frage ob „evangelikal“ oder „liberal“, siehe Heft 2/2020, S.60ff. ist letztlich vordergründig. Es geht um die Tragfähigkeit von theologischen Aussagen im Hinblick auf die Bekenntnisse unseres Glaubens.

> Es geht um die Tragfähigkeit von theologischen Aussagen im Hinblick auf die Bekenntnisse unseres Glaubens

Zum 175jährigen Jubiläum der Landeskirche erschien die 9. Auflage der Bekenntnisschriften unserer Landeskirche. Der damalige Oberkirchenrat Klaus Baschang hat darin eine wegweisende Einleitung verfasst. Sie trägt den Titel: „Vom geistlichen Umgang mit den Bekenntnissen der Kirche“ (Anm. 3). Persönliche Glaubenserkenntnisse von Gläubigen sind zwar für diese die entscheidende Erkenntnis der Wahrheit Gottes. Denn auf ihre persönlichen Glaubenserkenntnisse gründen sie ihre Hoffnung im Leben und im Sterben. Die Wahrheit Gottes ist aber immer größer als die Erkenntnis des Glaubens im Einzelnen. In ihren Bekenntnissen versucht daher die Kirche, „die

den Glauben der einzelnen übersteigende Wahrheit Gottes zum Ausdruck zu bringen.“ (Anm. 4). Meines Erachtens trifft das ebenfalls zu auf theologische Aussagen.

Auf diesem Hintergrund wäre zum Beispiel eine echte „cross-theologische“ Darstellung zu „Jesus Christus“ spannend geworden. Warum bleiben die beiden Artikel einfach so nebeneinander stehen, ohne Bezüge zueinander oder kritische Rückfragen an den jeweils anderen Verfasser? Man kann auch weiter fragen: Was ist der „Unique Selling Point“ hinsichtlich des zweiten Glaubensartikels im Blick auf die christologisch-soteriologischen Aussagen und Texte wie Matthäus 25, 31-45 als einem „zentralen Baustein für eine interreligiöse Hermeneutik“ (Anm. 5)?

Bestimmte Problembereiche fanden in der Reihe zu wenig Beachtung

Ein Anlass für die Entstehung der Reihe war nach meiner Beobachtung der Aufsatz des ehemaligen Oberkirchenrates Prof. Dr. Christoph Schneider-Harpprecht „Was wird aus der Kirche? Die Reformation geht weiter!“ im Pfarrvereinsblatt 11–12/2018, S. 409 ff. In diesem Aufsatz sagt er: „Die evangelische Kirche gründet sich in Gottes Wort, wie es in der Bibel bezeugt wird. Sie unterscheidet Gotteswort und Menschenwort und vertraut auf die Verheißung, dass Gottes befreiender Geist durch das menschliche Zeugnis des biblischen Wortes und seiner zeitgenössischen Auslegung das Wort Gottes authentisch bezeugt.“
Er hat folgende Problembereiche angesprochen, die meines Erachtens in der Reihe zu wenig Beachtung fanden: Einheit und Ganzheit der Schrift, Lehre von der Inspiration, Fundamentalismus. Einige davon will ich skizzieren: Die Unterscheidung von „Gotteswort“ und „Menschenwort“ erinnert mich an Johann Salomo Semler; er unterschied die Schrift einerseits und das „Hier und da … darin enthaltene, mitgeteilte eingekleidete Wort Gottes“ (Anm. 6). Diese Unterscheidung bzw. Trennung wird oft in Bezug gebracht mit Martin Luthers Beobachtung „Was Christum treibet“. Doch Luthers Aussage bildet kein Ausscheidungs-, sondern ein Verstehenskriterium. Ist die Bibel Wort Gottes oder enthält sie nur Wort Gottes? Diese Auffassung gleitet gefährlich über in einen Subjektivismus, der das Kirche-Sein in Frage stellt. Ein Beispiel: Für Rudolf Bultmann war die traditionelle Sühnetheologie unsittlich, da jeder für seine eigene Schuld einstehen muss. Für seinen Schüler Ernst Käsemann dagegen war die Sühnetheologie Teil des Neuen Testaments, allerdings eher eine Randüberlieferung. Für dessen Schüler Peter Stuhlmacher bildet die Sühnetheologie das Kernstück des Neuen Testaments. Damit stehen wir vor der Frage nach der Ganzheit der Schrift; früher stand an dieser Stelle die Lehre von der Inspiration. Bei uns wurde in den vergangenen Jahren selten über die Inspiration der Schrift gesprochen. Nun erwähnt Kenneth E. Bailey (1930–2016), der über 40 Jahre als Dozent mit dem Schwerpunkt Neues Testament und Kultur des Nahen Ostens in Ägypten, im Libanon und auf Zypern unterrichtet hat, dass die Kirchen im Nahen Osten, die seit 1.000 Jahren als

Minderheit in einem muslimischen Umfeld leben, der Frage nach der Inspiration der Schrift nicht aus dem Wege gehen können. (Anm. 7). Die islamische Welt glaubt, der Koran sei dem Propheten Mohammed durch den Engel Gabriel diktiert worden über einen Zeitraum von zehn Jahren hinweg (Anm. 8). Eine statisch verstandene Verbalinspirationslehre der biblischen Schriften kommt diesem Verständnis sehr nahe. Kenneth Bailey weist nach, dass die Entstehung der neutestamentlichen Grundtexte für solche Auffassungen keinen Raum lässt und im Grunde traditions- und redaktionsgeschichtlich vier Stufen zu berücksichtigen sind, die unsere Evangelien durchlaufen haben: Leben und Lehre Jesu auf Aramäisch, Augenzeugenberichte der Tradenten, Übersetzung in die griechische Sprache, Bearbeitung dieser griechischen Texte zu den Evangelien in ihrer jetzigen Form.

Auf diesem Hintergrund bedeutet Inspiration einen geschichtlichen Vorgang. Gott hat sich der ganzen Entstehung der Schrift, vom Ereignis über die Traditionsbildung bis zum Akt des Niederschreibens, ja sogar der Überlieferung und Einordnung der Schriften in den Kanon angenommen. Er hat über Verstand und Willen der erwählten Zeugen auf diesen Prozess eingewirkt und ihr Wort sein eigenes werden lassen. Wir können an dieser Stelle das Ringen der Alten Kirche um den Kanon nicht übersehen. Die Entscheidung von Bischof Athanasius für die biblischen Schriften in seinem 39. Osterfestbrief 369 war ein kontingentes Geschehen wie die Offenbarung selbst. Sinn dieser Inspirationslehre ist deshalb nicht die nachträgliche Garantie für eine bedingungslos anzunehmende Autorität, sondern Bekenntnis und Hinweis: Hier redet Gott. Sinn der Verteidigung der Inspirationslehre ist die Warnung, sich nicht von einem wie auch immer gearteten Auswahlverfahren Gottes Reden auszusuchen und sich damit sein eigenes Wort und seine eigene Lehre zurechtzulegen. Sofern Gott der Heilige Geist sich in der Inspiration der Schrift **wirklich** in Raum und Zeit zu uns herabgelassen hat, ist der Glaubende mit Recht grundsätzlich an der umfassenden Vertrauenswürdigkeit der biblischen Schriften interessiert. Sofern Gott aber sich in seiner Offenbarung wirklich **zum Menschen herabgelassen** hat, kann der Glaubende nicht mit Irrtumslosigkeit der Schrift rechnen.

> Die Eingebung der Heiligen Schrift ist eine ebenso große Erniedrigung und Herunterlassung Gottes wie die Schöpfung des Vaters und die Menschwerdung des Sohnes

Gott neigt sich in Liebe und Demut zum Menschen herab, um ihn zu erlösen und zur Gemeinschaft mit sich zu befreien. Im Blick auf die Fleischwerdung des Sohnes Gottes ist dieser Gedanke uns vertraut (Phil. 2, 6-11). Es ist aber vor allem das Verständnis Johann Georg Hamanns (1730–1788), des christlichen Zeugen in der Zeit der Aufklärung und eines Gegenspielers von Immanuel Kant, diesen Gedanken trinitarisch ausgeweitet zu haben nicht nur auf den ersten, sondern auch auf den dritten Artikel. Bereits die Schöpfung ist Werk der sich herabneigenden Liebe Gottes. Ebenso ist aber auch

die Heilige Schrift Werk des sich zum Menschen herabneigenden Heiligen Geistes. „Gott – ein Schriftsteller!“ Die Eingebung dieses Buches ist eine ebenso große Erniedrigung und Herunterlassung Gottes wie die Schöpfung des Vaters und die Menschwerdung des Sohnes. In einer Zeit, in der der Glaube an die Inspiration zu scheitern drohte, hat Hamann ihn biblisch erneuert und so ein über die Aufklärung hinausführendes Inspirationsverständnis ermöglicht. Während die Orthodoxie dazu neigte, ihre Position durch apologetische Abwehr der geschichtlichen Deutung der Schrift zu behaupten, hat Hamann die biblisch-theologisch berechtigte Erkenntnis der Geschichtlichkeit der biblischen Offenbarung positiv aufgenommen und gerade so den auf die biblische Gottesoffenbarung zentrierten Bibelglauben neu ermöglicht. Daher sprechen die als „Schwächen“ beurteilten historischen Begebenheiten der biblischen Zeugnisse wie „das Alberne“, „das Seichte“, „das Unedle“ nicht gegen, sondern für die Wahrheit (Anm. 9).

Das wissenschaftliche Ethos Harnacks und die souveräne Quellenkenntnis Schlatters haben Maßstäbe gesetzt

Eine statisch formulierte wortwörtliche Verbalinspiration hat die Unveränderlichkeit des Gottesbildes zur Voraussetzung, was im Grunde dem biblischen Gottesbild widerspricht.

Die Aufklärung ist positiv gestartet. Sie war gegen die Macht der Institution „Kirche“, aber sie wollte den Glauben retten vor der Kritik an der Kirche. Dabei hat sie ihre eigenen Grenzen übersehen. Bei ihrem Befreiungsschlag gegen kirchliche Fremdbestimmung des Denkens wurden alte Dogmen durch neue ersetzt, die für die Wahrnehmung der Wirklichkeit nicht förderlich waren. Die Herabsetzung des Historischen bei Gotthold Ephraim Lessing und das strikte Analogieprinzip bei Ernst Troeltsch, nach dem ein Bericht nur dann als historisch gelten soll, wenn seine Handlung Analogien in der sonstigen Erfahrungswelt hat, lässt keinen Raum für Rätselhaftes, Überraschendes oder völlig Neues.

Manche kennen das Gespräch zwischen Adolf von Harnack und Adolf Schlatter in Berlin, ein lebendiges Beispiel für „Cross-Theologie“. Adolf von Harnack, ein Vertrauter Wilhelms II. und genialer Wissenschaftsorganisator, sagte zu Adolf Schlatter: Herr Kollege, wir unterscheiden uns nur in der Wunderfrage. Schlatter antwortete: Nein, wir unterscheiden uns in der Bibelfrage.

Schlatter wurde 1893 nach Berlin berufen, um neben von Harnack eine an Bibel und kirchliche Bekenntnisse gebundene Theologie zu vertreten. Wer Hass oder auch nur Polemik zwischen den beiden Kontrahenten erwartet hatte, sah sich getäuscht. Ohne im Geringsten die sachlichen Differenzen zu verwischen, gingen sie in im höchsten persönlichen Respekt miteinander um. Das wissenschaftliche Ethos Harnacks und die souveräne Quellenkenntnis Schlatters haben Maßstäbe gesetzt. Haben wir heute noch diese Noblesse?

Bernhard Würfel, Neuweiler

Anmerkungen:

1: Badische Pfarrvereinsblätter 11-12/2020, S. 588 ff.
2: Religionen, Religiosität und christlicher Glaube, Eine Studie, hg. im Auftrag des Vorstandes der Arnoldshainer Konferenz und der Kirchenleitung der VELKD, Gütersloh 1991
3: Klaus Baschang, Vom geistlichen Umgang mit den Bekenntnissen der Kirche, in: Bekenntnisschriften der Evang. Landeskirche in Baden, 9. Auflage, Karlsruhe 1995
4: Klaus Baschang, a. a. O. S. 15 f
5: Badische Pfarrvereinsblätter 7-8/2020 S. 355
6: Johann Jakob Semler, Abhandlung von freier Untersuchung des Kanon I, 1771, S. 47 f
7: Kenneth E. Bailey, Jesus war kein Europäer – Die Kultur des Nahen Ostens und die Lebenswelt der Evangelien, Holzgerlingen 2018, S. 26
8: Kenneth E. Bailey, a. a. O. S. 26
9: Johann Georg Hamann, Sämtliche Werke, hg. von J. Nadler, Bd. 1, Wien 1949, S. 5, vgl. Heinzpeter Hempelmann, Gott – ein Schriftsteller. Johann Georg Hamann über die End-Äußerung Gottes ins Wort der Heiligen Schrift und ihre hermeneutischen Konsequenzen, Wuppertal 1988

VERTRETUNGSBOYKOTT ?
zum Verweigerungsaufruf von Gerhard Jost im Pfarrvereinsblatt 5–6/2021 S. 361

Danke, lieber Herr Jost, für die Einladung – aber ich folge ihr nicht. Eher danke ich meiner Kirche, dass sie mir die Chance einräumt, meine mit der Ordination erhaltenen Vollmachten vertretungsweise auch im Ruhestand noch einzubringen – und das sogar mit einer steuerfreien Aufwandsentschädigung honoriert (ab 2021: bis 840 €/Jahr).

Klar, die alten Vergütungssätze waren museal, aber allein die üppige Fahrtkostenerstattung (als echter Auslagenersatz) hätte auch schon genügt. Die jetzigen 50 Euro (plus 35 Cent/km) eine „Minimaus“ zu nennen, ist Ansichtssache. Manche von uns Emeriti verzichten ohnehin auf Vergütung bzw. spenden sie.

Egal zu welchen Bedingungen – es macht glücklich, in diesem wunderbaren Beruf immer noch und wieder mithelfen zu dürfen. Doch Vorsicht! Es gilt wachsam zu bleiben, den rechten Zeitpunkt (Kairos) eines selbstbestimmten Rückzugs nicht zu verpassen, bevor unsere gut gemeinten Vertretungsdienste latent eher als Zumutung empfunden werden.

Michael Toball, Zell am Harmersbach

Wichtig:
Neue Aufnahmeregelungen für die Krankenhilfe

Der Vorstand hat in seinen letzten Sitzungen neue Aufnahmerichtlinien für die Krankenhilfe in Kraft gesetzt.

Neben diesem Infokasten finden Sie die neuen Richtlinien in voller Länge.

Die wesentlichen Punkte:

- Eine Aufnahme in die Krankenhilfe ist für Mitglieder des Pfarrvereins sowie deren Angehörige weiterhin wie gewohnt möglich, wenn eine Beihilfeberechtigung besteht und das 40. Lebensjahr noch nicht vollendet wurde.

- Mitglieder, die 40 Jahre alt sind oder älter, können nur dann in die Krankenhilfe aufgenommen werden, wenn sie erstmalig eine Beihilfeberechtigung in der Badischen Landeskirche erhalten und zuvor in der Gesetzlichen Krankenversicherung versichert waren. Mitglieder, die bis zur Vollendung des 40. Lebensjahres noch nicht in der Krankenhilfe waren und privat versichert sind, sollen in der privaten Kasse bleiben.

- Angehörige, die 40 Jahre alt sind oder älter und noch nicht in der Krankenhilfe waren, können zukünftig nicht mehr in die Krankenhilfe neu aufgenommen werden. Das gilt auch für Witwen und Witwer.

- Angehörige, die 40 Jahre alt sind oder älter, können nicht mehr in die Krankenhilfe zurückkehren, wenn sie für 10 Jahre oder länger z. B. für eine Berufstätigkeit die Krankenhilfe verlassen haben oder vor dem Verlassen weniger als 24 Monate in der Krankenhilfe waren.

- Mitglieder und deren Angehörige, die 40 Jahre alt sind oder älter, und die zeitweise anderweitig krankenversichert waren (z. B. Beurlaubung), können in die Krankenhilfe zurückkehren, wenn sie wieder beihilfeberechtigt sind und vor der Beurlaubung o. ä. bereits mind. 24 Monate in der Krankenhilfe berücksichtigt waren. Angehörige dieser Rückkehrer:innen, die zuvor weniger als 24 Monate oder gar nicht mit in der Krankenhilfe waren, können nicht mehr in die Krankenhilfe aufgenommen werden.

Für gewisse Fallkonstellationen gilt eine Übergangsfrist bis zum 30.06.2022. Bitte sprechen Sie die Geschäftsstelle des Pfarrvereins an, wenn Sie betroffen sind.

Aufnahme in die Krankenhilfe des Evang. Pfarrvereins in Baden

I Neuaufnahmen

1. Vikar:innen, Pfarrer:innen und sonstige Mitglieder sowie deren Angehörige können, sobald eine Beihilfeberechtigung besteht, in die Krankenhilfe aufgenommen werden.

2. Vikar:innen, Pfarrer:innen und sonstige Mitglieder, die z. B. aus Altersgründen keine Beihilfeberechtigung mehr bekommen, können nicht in die Krankenhilfe aufgenommen werden.

3. Vikar:innen, Pfarrer:innen und sonstige Mitglieder, die das 40. Lebensjahr vollendet haben, können nicht mehr in die Krankenhilfe aufgenommen werden. Dies gilt nicht, wenn sie erstmalig zu diesem Zeitpunkt zeitnah eine Beihilfeberechtigung über die Evang. Landeskirche in Baden erhalten haben und zuvor in der GKV versichert waren.

4. Partner:innen von Vikar:innen, Pfarrer:innen und sonstigen Mitgliedern, die das 40. Lebensjahr vollendet haben, können nicht mehr in die Krankenhilfe aufgenommen werden. Dies gilt auch für Witwen und Witwer. Für Altfälle gilt eine Übergangsfrist bis zum 30.06.2022.

II Wiederaufnahmen

1. Rückkehrer:innen und deren Angehörige, die zeitweise anderweitig krankenversichert waren (z. B. Auslandsaufenthalt, wissenschaftliche Tätigkeit, …) und bereits in der Vergangenheit mindestens 24 Monate in der Krankenhilfe abgesichert waren, können in die Krankenhilfe zurückkommen, wenn sie auch ihre Beihilfeberechtigung wiedererlangen. Wenn das 40. Lebensjahr noch nicht vollendet wurde, ist eine Rückkehr ohne Einschränkungen möglich.

2. Angehörige von Vikar:innen, Pfarrer:innen und sonstigen Mitgliedern, die vor der Rückkehr des beihilfeberechtigten Partners nicht oder weniger als 24 Monate in der Krankenhilfe berücksichtigt waren und bei Rückkehr das 40. Lebensjahr vollendet haben, können nicht mehr in die Krankenhilfe aufgenommen werden.

3. Angehörige von Vikar:innen, Pfarrer:innen und sonstigen Mitgliedern, die das 40. Lebensjahr vollendet haben und die 10 oder mehr Jahre aus Gründen einer Berufstätigkeit anderweitig versichert waren oder vor Beginn der anderweitigen Versicherung weniger als 24 Monate in der Krankenhilfe abgesichert waren, können nicht wieder in der Krankenhilfe berücksichtigt werden, ausgenommen Angehörige von Rückkehrer:innen nach II. 1. Dies gilt auch, wenn das Mitglied zwischenzeitlich verstorben ist, der Angehörige also Witwe:r ist. Für Altfälle gilt eine Übergangsfrist bis zum 30.06.2022.

BERICHT über das KONTAKTSTUDIUM in HEIDELBERG an der Theologischen Fakultät der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg im Sommersemester 2021, im Morata-Haus – Heidelberg

Wenn ich heute aus Mediasch in Siebenbürgen auf die vergangene Zeitspanne in Heidelberg zurückblicke, denke ich, dass der Begriff „Kontaktstudium“ nicht ausreichend ist, all das zu beschreiben, was ich in den 3,5 Monaten erfahren und erleben durfte. Es ging jedenfalls in meinem nicht nur um „Kontakt“ und „Studium“. Durchgehend hatte ich, vor allem in der anfänglichen fünftägigen Quarantänezeit und mehrere Wochen danach als einziger Kontaktpfarrer im Morata-Haus, plötzlich sehr viel ZEIT für mich allein. Letztes Jahr hatte es mit dem Kontaktstudium wegen der Pandemie überhaupt nicht geklappt, dieses Jahr war ich der einzige Pfarrer aus dem Ausland, alle anderen waren aus Deutschland, und wir trafen uns vor allem online. Einige Wochen nach mir kam ein weiterer Pfarrkollege ins Moratahaus, so gab es ab dann auch den Kontakt, dazu schöne Gespräche mit Studierenden des Theologischen Studienhauses, vor allem während den Mahlzeiten.

Das Studium begann für mich schon während der Quarantäne, als ich viel Zeit hatte, für eine schriftliche Hausarbeit viel Bibliografie in der Fakultätsbibliothek (online) zu sammeln. Sehr gerne habe ich immer wieder die Fakultätsbibliothek in der Kisselgasse besucht, die Atmosphäre am Arbeitsplatz war nicht nur inspirierend, sondern auch einfach wohltuend. Die theologische Bibliothek im Morata-Haus habe ich ebenso genossen, nicht zuletzt die sehr schönen Arbeitsräume.

Im Mai konnte ich Pfr. i.R. Hans Kratzert endlich persönlich kennenlernen. Gemeinsam gingen wir durch die Heidelberger Altstadt, dabei erfuhr ich interessante und wertvolle Informationen über die Geschichte dieser schönen Stadt am Neckar und auch über die Badische Kirche, die dieses Jahr ein schönes Jubiläum feiert: 200 Jahre Kirchenunion. Gerne denke ich auch an den schönen Besuch bei Familie Kratzert, wo ich ein leckeres badisches Spargelgericht genießen durfte.

Die Mentorin der KontaktpfarrerInnen war zu Beginn des Semesters Dr. Katrin König, die gemeinsam mit uns die Vorträge und deren ReferentInnen an jedem Dienstag (als „jour fixe“) so gut und mit hochspannenden Themen organisiert hat. Leider fiel sie bald krankheitsbedingt aus, wir wurden aber nahtlos von Dekan i.R. Achim Zobel (Freiburg) übernommen. Mit Herrn Zobel hatten wir nicht nur online- sondern auch einige präsentische Treffen und gute Gespräche.

Während des Sommersemesters habe ich an der Theologischen Fakultät die Überblicksvorlesung im Neuen Testa-

ment über „Die kanonischen Evangelien“ (bei Prof. Dr. Matthias Becker), das Oberseminar „Altes Testament predigen“ (bei Prof. Dr. Manfred Oeming – AT und Prof. Dr. Helmut Schwier – NT+PT) besucht, damit verbunden auch eine Übungssitzung „Hebräisch übersetzen“ (bei Pfr. Dr. Heinz Janssen) und schließlich eine Vorlesung über „Die Spiritualität Dietrich Bonhoeffers“ (Prof. em. Dr. Christian Möller). Meine schriftliche Hausarbeit zum Thema „Seelsorge im Gottesdienst und in dessen Umfeld – Betrachtungen aus dem Gemeindedienst im Evangelischen Kirchenbezirk Mediasch“ habe ich bis zur Hälfte des Semesters geschrieben und in Hermannstadt abgegeben.

Im Ausblick spüre ich große Lust, auch in Zukunft wissenschaftlich aktiver zu werden – das Studium in Heidelberg hat diese Lust in mir geweckt und mir auch den Eindruck hinterlassen, dass das Semester nur ein Appetitanreger gewesen ist. Im Rückblick erkenne ich jedoch auch die reiche Erfahrung, die ich machen durfte: Außer den Vorlesungen habe ich mittwochs um 8 Uhr den Frühgottesdienst der Universitätskirche besucht, wo ich am 19. Mai im Rahmen des Oberseminars auch gepredigt habe. Wöchentlich konnte ich sowohl Kollegen als auch Professoren direkt begegnen. Rührend war das Wiedersehen mit Prof. em. Dr. Adolf Martin Ritter, den ich aus meiner Studienzeit kannte. In der letzten Heidelbergwoche durfte ich gemeinsam mit ihm und seiner Ehefrau eine schöne Kaffeestunde verbringen. Bei Prof. em. Dr. Christian Möller war ich ebenfalls gerne zu Gast und im Gespräch. Die sonntäglichen Gottesdienste habe ich gerne in verschiedenen Kirchen besucht (Heiliggeist, Providenz, Handschuhsheim, Schlierbach, Neuenheim), so ergaben sich spontan auch herzliche Begegnungen mit anderen Pfarrern und Gemeinden. Ab Juni habe ich in der Peterskirche im kleinen, aber feinen Kammerchor gesungen, später auch in einem kleinen Posaunenchor mitgespielt.
In dieser Zeitspanne ist mir mit Gottes Hilfe gelungen, Abstand von meinem anstrengenden Dienstalltag zu erreichen und meine berufliche Praxis zu reflektieren. Ich hatte Zeit für persönliche Besinnung, bin langgestreckte Wege zu Fuß gegangen (in Heidelberg und auch außerhalb), bin oft zum Stift Neuburg gewandert und auf die Himmelsleiter zum Königsstuhl. Ich habe viele Kilometer mit dem Fahrrad zurückgelegt und mehrere Orte besucht (Weinheim, Schwetzingen, Speyer u. a.). Worms und Mainz habe ich auch besuchen können, Orte, die nicht nur sehenswürdig, sondern sehr geschichtsträchtig sind, vor allem in Worms war ja in diesem Jubiläumsjahr an jeder Ecke „Luther“ zu begegnen.
Nun soll an dieser Stelle ein großes DANKESCHÖN ausgesprochen werden: zuallererst Gott, unserem Schöpfer und Bewahrer, für seine Begleitung und seinen Segen, dann dem Förderverein Pfarrhaushilfe e. V. für seine großzügige Unterstützung, mittels der jedes Jahr auch ein/e Pfarrer/in aus Rumänien das Kontaktstudium im wunderbaren Morata-Haus an der Alten Brücke verbringen darf. Weiter danke ich allen MitarbeiterInnen des Morata-Hauses, die sehr freundlich gewesen sind und sich rührend um uns gekümmert haben. Dankbar denke ich

an die PfarrkollegInnen und an die Studierenden zurück, mit denen ich schöne Stunden und Gespräche am Frühstücks- oder Kaffeetisch geführt habe. Ich danke meiner Heimatkirche für die Möglichkeit und zugleich Ermunterung, diesen Schritt zu wagen.

Der Mediascher Kirchengemeinde, dem Presbyterium und den PfarrkollegInnen danke ich für die Rückendeckung vor Ort während meiner Abwesenheit. Nicht zuletzt danke ich von ganzem Herzen meiner lieben Frau Hildegard, die mir auch als Kollegin im Leben zur Seite steht und sowohl ihren Dienst als auch den anspruchsvollen Alltag mit unseren drei Kindern so wunderbar organisiert hat.

Pfr. Gerhard Servatius-Depner
Mediasch, 10.08.2021

Dieser Bericht zeigt wieder einmal, wie wertvoll die Stipendien unseres Fördervereins Pfarrhaushilfe e. V. sind. In diesem Herbst werden übrigens erstmals zwei Stipendiaten für ein Studienjahr nach Heidelberg kommen, einer aus Ungarn, einer aus Estland. Vielleicht animiert Sie dieser Bericht, den Förderverein doch mit Ihrer regelmäßigen Spende zu unterstützen? Wenn Sie sich dazu entschließen, setzen Sie sich bitte mit der Geschäftsstelle des Pfarrvereins in Verbindung.

Hans Kratzert, Pfr. i.R.
Vorsitzender des Fördervereins Pfarrhaushilfe e. V.

Foto: Privat

Beitrag aus der Pfarrvertretung

Der Präsident der Landessynode, Axel Wermke, hat der Pfarrvertretung mittlerweile mitgeteilt, dass die **Synodeneingabe zur Besoldungsanpassung**[1] „aufgrund der Komplexität des Themas“ von der Synode **erst 2022 behandelt** werden soll. Eine Vertagung von Eingaben ist nach § 18 (4) der Geschäftsordnung der Landessynode bis zur übernächsten Tagung möglich. Da die Herbstsynode 2021 allerdings den Doppelhaushalt 2022/23 beschließt, ist leider zu erwarten, dass mit der Vertagung der Eingabe eine Besoldungsanpassung nicht vor 2024 stattfinden kann.

Wer in nächster Zeit einen Stellenwechsel überlegt, sollte Folgendes beachten: Bis zu endgültigen Entscheidungen über die Zukunft von Liegenschaften im Rahmen des Ressourcensteuerungsprozesses (dafür wird 2023 angegeben) gilt die Ankündigung des Oberkirchenrats, dass im Zusammenhang mit der Wiederbesetzung von Pfarrstellen Baubeihilfen nur noch für **auf das Notwendigste reduzierte Baumaßnahmen an Dienstwohnungen („Pinselsanierungen“)** in Aussicht gestellt werden[2]. Auf Nachfrage wurde mir mitgeteilt, dass die RVO Pfarrdienstwohnung damit nicht aufgehoben sei; diese sieht für Dienstwohnungen eine im Vergleich mit den anderen in der Gemeinde gelegenen Wohnungen gute Ausstattung vor (Maßstab dafür ist der Mietspiegel der nächstgelegenen Großstadt)[3]. In dieser Situation empfehlt es sich bei Bewerbungen, das Pfarrhaus genau auf eventuelle Sanierungsbedarfe hin anzusehen und ggf. verbindliche Absprachen über notwendige Baumaßnahmen zu treffen. An den Anstrichen im Innenbereich (sogenannte Schönheitsreparaturen) dürften eigentlich keine Abstriche gemacht werden, da Beträge für die Versteuerung von Schönheitsreparaturen als geldwerter Vorteil monatlich vom Gehalt abgezogen werden.

Wer das Gesetzes- und Verordnungsblatt gründlich liest, dem ist vielleicht aufgefallen, dass erstmals in der Ausgabe 2021/6 Teil II in einer Ausschreibung als **Teil des Bewerbungsverfahrens** neben dem Gespräch mit dem Kirchengemeinderat auch noch ein **Gespräch mit den KollegInnen der Region** genannt wurde. Das kann als Hinweis verstanden werden, dass es durch verstärkte Zusammenarbeit in Regionen und Dienstgruppen auch legitime Interessen der KollegInnen am Ausgang von Pfarrwahlen in benachbarten Gemeinden gibt – schließlich soll man ja nachher eng zusammenarbeiten. Klar ist aber auch, dass es sich beim Pfarrwahlrecht um eine reformatorische Errungenschaft handelt, die die Stellung Ehrenamtlicher stärkt und mit Recht zu unserem evangelischen Profil gehört. Daher muss vor eventuellen Änderungen des Pfarrstellenbesetzungsrechts, die sich mit dieser Ausschreibung andeuten, diskutiert werden, wie diese Interessen gut auszutarieren sind. Offen ist zur Zeit noch, welche Konsequenzen es hätte, wenn

Gemeinde und KollegInnen in der Region unterschiedliche Präferenzen hätten.

Beim **Gesetzes- und Verordnungsblatt** hat es eine wichtige Änderung gegeben: Inzwischen kann man sich die jeweils neueste Ausgabe **per Newsletter** zumailen lassen. Das geht, indem man auf www.kirchenrecht-baden.de **zur grauen Leiste ganz unten geht und dann an vierter Stelle von links den Reiter „Newsletter" anklickt; dort kann man sich** anmelden.

Erfreulich ist, dass in der Augustausgabe des GVBl[4] auf ein wichtiges Dokument hingewiesen wurde, das nun in einer überarbeiteten Version vorliegt: der **Leitfaden** der EFAS (Evangelische Fachstelle für Arbeits- und Gesundheitsschutz) **zur arbeitsmedizinischen Betreuung**. Der 60seitige Leitfaden[5] findet ausdrücklich auch auf PfarrerInnen als Beschäftigte Anwendung; bislang waren PfarrerInnen eher als Verantwortliche für den Arbeitsschutz anderer MitarbeiterInnen im Blick (was natürlich auch eine wichtige Aufgabe ist). Die wichtigsten Regelungen für unsere Berufsgruppe fasse ich hier kurz zusammen:

Arbeitsmedizinische Vorsorgeberatung:

Auch kirchliche Arbeitgeber sind gesetzlich verpflichtet[6] zu ermitteln, welche Gefährdungen bei der Arbeit für ihre Mitarbeitenden bestehen, um daraus geeignete Schutzmaßnahmen abzuleiten. Bei dieser **Gefährdungsbeurteilung** geht es nicht nur um physische, sondern **auch** um **psychische Belastungen**. Der B.A.D. (Berufsgenossenschaftlicher Arbeitsmedizinischer und Sicherheitstechnischer Dienst) nimmt im Bereich der EKD die Aufgaben von BetriebsärztInnen wahr; zu seinen Aufgaben gehört die Beratung der Landeskirchen bei der Erstellung von Gefährdungsbeurteilungen. Für den Pfarrberuf werden (ohne Anspruch auf Vollständigkeit) als spezifische Gefährdungen „psychische Fehlbelastungen durch erhöhten **Arbeits- und Zeitdruck**" genannt, aber auch (infolge von regelmäßigen Tätigkeiten am Computer) **Rücken- und Nackenverspannungen** sowie eine **übermäßige Belastung der Augen**. Daher „ist eine ergonomische Beratung und eine Untersuchung der Augen zur Bildschirmarbeit wichtig. Der Arbeitgeber bietet den Mitarbeitenden an Bildschirmarbeitsplätzen die Vorsorge zur Sehfähigkeit an. Wenn Lese- oder Allgemeinbrillen nicht ausreichen, ist eine spezielle Sehhilfe für die Bildschirmarbeit notwendig, die der Arbeitgeber seinen Beschäftigten zur Verfügung stellt. Der Betriebsarzt /die Betriebsärztin und auch die Ortskraft beraten zur ergonomischen Einrichtung des Büroarbeitsplatzes und bei gesundheitlichen Beschwerden im Zusammenhang mit dem Arbeitsplatz."[7]

Eine weitere wichtige Aufgabe des B.A.D. neben der allgemeinen Gefährdungsbeurteilung ist die **individuelle arbeitsmedizinische Vorsorgeberatung** auf Wunsch für kirchliche MitarbeiterInnen (wobei die Beratung mit dem Einverständnis der Betroffenen auch die Untersuchung einschließen kann). Vermuten PfarrerInnen eine Gesundheitsgefährdung durch ihre Arbeit und ist im Rahmen der Gefährdungsbeurteilung für diese Belastung/Gefährdung keine entsprechende Maß-

nahme festgelegt oder die festgelegte erfasst nicht die Belastung, und besteht daher der Wunsch nach einer Vorsorgeberatung, hat die Landeskirche ihnen diese zu ermöglichen. Arbeitsmedizinische Vorsorge findet im geschützten Raum und **unter dem Siegel der Verschwiegenheit** des Betriebsarztes/der Betriebsärztin statt. Sie dient der Beurteilung der individuellen Wechselwirkungen von Arbeit und physischer sowie psychischer Gesundheit. Sie ermöglicht die Früherkennung arbeitsbedingter Gesundheitsstörungen und die Feststellung, ob bei Ausübung einer bestimmten Tätigkeit eine erhöhte gesundheitliche Gefährdung besteht. Die Beratung auf Wunsch wird vom Arbeitgeber beauftragt. Dieser füllt das Auftragsformular aus[8] und gibt es den MitarbeiterInnen zur Vorsorge bzw. zur Untersuchung mit oder sendet es vorab an das zuständige Gesundheitszentrum des B.A.D.[9] (wo die Beratung stattfindet). Von der Beauftragung einer Vorsorge durch den Arbeitgeber bis zur Durchführung im arbeitsmedizinischen Zentrum sollen nicht mehr als 6 Wochen vergehen (bei Mutterschutzuntersuchungen 2 Wochen). Die Beratung wird in einer **Vorsorgekartei** beim Arbeitgeber dokumentiert; dabei werden **keine Angaben zum Gesundheitszustand** der MitarbeiterInnen festgehalten (lediglich Personalangaben, Datum, Vorsorgeart, d.h. Pflicht-, Angebots- oder Wunschvorsorge, und ggf. Folgevorsorge). Diese Angaben enthält auch die Vorsorgebescheinigung, die nach der Beratung ausgestellt wird. Die **Beschäftigten entscheiden selbst, ob sie dem Arbeitgeber die Ergebnisse aus der Vorsorge mitteilen**. Die Fristen zur Zweit- und Folgevorsorge legen immer der Betriebsarzt bzw. die Betriebsärztin fest. Der Arbeitgeber überträgt die Frist in die Vorsorgekartei und überwacht den Termin für die nächste Vorsorge.

Mutterschutz:

Sobald PfarrerInnen, die in Kindertagesstätte, Schule, Konfirmandenunterricht, Kinder- und Jugendarbeit tätig sind, dem Arbeitgeber eine **Schwangerschaft** anzeigen[10], muss dieser beim zuständigen Gesundheitszentrum eine **Mutterschutzuntersuchung** veranlassen. Bis zur Klärung des Impfstatus wird ein vorläufiges Beschäftigungsverbot für Tätigkeiten mit Kindern und Jugendlichen ausgesprochen. Als Ergebnis der Untersuchung erhält der Dienstgeber eine **betriebsärztliche Empfehlung zu den Einsatzmöglichkeiten** für seine schwangere Mitarbeiterin. Je nach Immunitätsstatus der Schwangeren umfasst die betriebsärztliche Empfehlung eine bedenkenlose Weiterbeschäftigung, eine Beschäftigung mit Einschränkungen, ein zeitlich begrenztes oder ein tätigkeitsorientiertes Beschäftigungsverbot (z.B. kein Umgang mit Kindern unter 3 Jahren oder bei Ausbruch von bestimmten Infektionskrankheiten). Für die Umsetzung dieser Empfehlung ist der Dienstgeber zuständig. Davon unabhängig muss dieser auch sogenannte ärztliche Beschäftigungsverbote, die vom behandelnden Arzt bzw. der Ärztin ausgesprochen werden, berücksichtigen.

Im Intranet weist die Landeskirche auf die **Broschüre** der EFAS **zum Thema Mutterschutz** hin[11], in der wichtige Re-

gelungen zu täglicher Arbeitszeit (nicht mehr als achteinhalb Stunden), Abendarbeit (nur mit Zustimmung der Schwangeren von 20–22 Uhr), Verbot von Nachtarbeit (22 bis 6 Uhr), Mindestruhezeit zwischen zwei Arbeitstagen (11 Stunden), Mehrarbeitsverbot (d. h. z. B. keine Vakanzvertretung) erläutert werden. Ungenau ist die Broschüre hinsichtlich der Arbeit an Sonn- und Feiertagen: Das Mutterschutzgesetz[12] macht die durch § 10 Arbeitszeitgesetz erlaubte Beschäftigung bei kirchlichen Veranstaltungen an diesen Tagen bei Schwangeren von deren Einverständnis und von der Gewährung eines Ersatzruhetags abhängig. Allerdings scheint mir zumindest für Gottesdienste diese Regelung des Mutterschutzgesetzes im Pfarrberuf wenig praktikabel (was die Ungenauigkeit dieser Passage erklärt).

Für den Umgang mit **Corona-Risiken in der Schwangerschaft** weist die Landeskirche auf das **Infoschreiben der Regierungspräsidien Baden-Württemberg** hin[13]. Zentrale Aussage: Da Schwangere nicht mehr als 30 Minuten am Tag eine Atemschutzmaske tragen dürfen, gilt für den **Präsenzunterricht** an allen Schularten, dass „die Beschäftigung einer schwangeren Mitarbeiterin (…) **in der Regel nicht möglich** (ist).“

Betriebliches Eingliederungsmanagement:

Sind kirchliche MitarbeiterInnen innerhalb von 12 Monaten länger als sechs Wochen ununterbrochen oder wiederholt arbeitsunfähig, muss die Landeskirche ihnen[14] eine betriebliche Wiedereingliederung anbieten. Im Rahmen dieser Wiedereingliederung wird geklärt, wie diese **Langzeiterkrankung** oder häufige Fehlzeiten überwunden oder mit welchen Leistungen oder Hilfen erneuter Arbeitsunfähigkeit vorgebeugt werden kann. Die **MitarbeiterInnen können das Angebot der betrieblichen Wiedereingliederung ablehnen**.

Das Verfahren sieht eine Beratung und ggf. Untersuchung durch den B.A.D. vor. Wie bei der individuellen Vorsorgeberatung auf Wunsch wird das BEM-Verfahren vom Dienstgeber beauftragt. Dieser füllt das Auftragsformular aus und gibt es den MitarbeiterInnen zur Vorsorge bzw. zur Untersuchung mit oder sendet es vorab an das zuständige Gesundheitszentrum des B.A.D. Der Mitarbeiter bzw. die Mitarbeiterin erhält nach der Beratung ein schriftliches Ergebnis zu den empfohlenen Maßnahmen, die geeignet sind, die Wiedereingliederung erfolgreich zu ermöglichen (z. B. Empfehlung für Rehabilitationsmaßnahmen, Hilfsmittel am Arbeitsplatz oder Veränderungen im Arbeitseinsatz). **Diese schriftliche Beurteilung kann er bzw. sie an den Arbeitgeber weiterleiten** (muss es aber nicht). Mit Hilfe der betriebsärztlichen Expertise soll eine Überforderung der MitarbeiterInnen am Arbeitsplatz vermieden und drohender Chronifizierung ihrer Krankheiten vorgebeugt werden. Eine Wiedereingliederung kann am bisherigen, an einem angepassten oder einem neuen Arbeitsplatz stattfinden.

Neben der Bedeutung als individuelle Maßnahme hat das betriebliche Eingliederungsmanagement auch eine „Bedeutung im Prozess der Arbeitsorganisation

(…). Es dient der Auswertung von Fehlzeiten bei Langzeiterkrankten, soll – anhand von Einzelfällen - deren Ursachen ergründen und diese möglichst beseitigen. Üblicherweise gibt es hierzu eine Steuerungsgruppe bzw. ein Gremium, das regelmäßig tagt.“[15] Es ist davon auszugehen, dass die Pfarrvertretung hier ein neues Tätigkeitsfeld bekommt – zumal nach SGB IX § 167 (2) die „zuständige Interessenvertretung im Sinne des § 176“ auch bei individuellen BEM-Verfahren einzubeziehen ist; das ist für PfarrerInnen die Pfarrvertretung. Dass der Leitfaden zur Einbeziehung von Mitarbeitervertretungen keine Aussage macht, dürfte dem Umstand geschuldet sein, dass die meisten Landeskirchen die Regelungen des SGB noch nicht umgesetzt haben. Immerhin liegen aber in der Pfalz und im Rheinland Erfahrungen mit der Umsetzung vor, von denen Baden auch profitieren könnte.

Wiedereingliederung:

„Können arbeitsunfähige Versicherte nach ärztlicher Feststellung ihre bisherige Tätigkeit teilweise verrichten und können sie durch eine **stufenweise Wiederaufnahme ihrer Tätigkeit** voraussichtlich besser wieder in das Erwerbsleben eingegliedert werden, soll der Arzt auf der Bescheinigung über die Arbeitsunfähigkeit Art und Umfang der möglichen Tätigkeiten angeben.“[16] Spätestens ab einer Dauer der Arbeitsunfähigkeit von sechs Wochen hat diese ärztliche Feststellung regelmäßig mit der Bescheinigung über die Arbeitsunfähigkeit zu erfolgen. Bei der Feststellung ist nicht nur der körperliche, sondern auch der seelische Gesundheitszustand zu berücksichtigen.[17] Voraussetzung für die stufenweise Wiedereingliederung ist die Einverständniserklärung der oder des Betroffenen auf dem Vordruck. Auf diesem hat die Ärztin oder der Arzt die tägliche Arbeitszeit und diejenigen Tätigkeiten anzugeben, die während der Phase der Wiedereingliederung ausgeübt werden können bzw. denen der oder die Betroffene nicht ausgesetzt werden darf. Die Wiedereingliederungsphase sollte in der Regel einen Zeitraum von sechs Monaten nicht überschreiten. Stellt sich während der Phase der Wiedereingliederung heraus, dass nachteilige gesundheitliche Folgen erwachsen können, ist eine Anpassung an die Belastungseinschränkungen vorzunehmen oder die Wiedereingliederung abzubrechen.

Informationsveranstaltungen:

Die EFAS hat in Zusammenarbeit mit dem B.A.D. Informationsveranstaltungen für PfarrerInnen entwickelt, die die Themen arbeitsmedizinische Beratung und Vorsorge, Umgang mit Stress sowie Erste Hilfe umfassen.[18] Diese können bei Interesse über den landeskirchlichen Koordinator für Arbeits- und Gesundheitsschutz, Herrn Wolfgang Mohr, organisiert werden.

Volker Matthaei, Stutensee

---

1 Vgl. Pfarrvereinsblätter 4/2021, S. 244f. Es ging dabei um die Anpassung der Besoldung an das Niveau der LandesbeamtInnen. Dieses wurde für alle Gehaltsstufen 2019 zeitweise und seit 2020 durchgängig unterschritten, obwohl bei der Umstellung auf Bundesbesoldung 2016 von der Synode zugesagt worden war, dass der Bemessungssatz das Niveau der Landesbesoldung abbilden soll.

2 Schreiben des EOK an Kirchengemeinden- und bezirke „Entwicklung bei den Baubeihilfen“ vom 23.2.21

3 § 13 (5)

4 Nr. 8 vom 4. August 2021, Teil II, Nr. 36

5 zu finden unter www.efas-online.de/images/files/arbeitsmedizinische_Betreuung/EFAS_Leitfaden_Arbeitsmedizin_2021_Web.pdf
6 Verordnung zur arbeitsmedizinischen Vorsorge (www.gesetze-im-internet.de/arbmedvv/) in Ausführung des § 11 Arbeitsschutzgesetz
7 S.16f
8 abrufbar unter www.efas-online.de/images/files/arbeitsmedizinische_Betreuung/Auftragsformular_Arbeitsmedizin_EKD.pdf
9 Zu finden unter www.service-ekiba.de/media/download/integration/151826/landkarte_zustaendigkeiten_bad.pdf
10 In § 15 (1) Mutterschutzgesetz heißt es hierzu: „Eine schwangere Frau soll ihrem Arbeitgeber ihre Schwangerschaft und den voraussichtlichen Tag der Entbindung mitteilen, sobald sie weiß, dass sie schwanger ist.“
11 www.efas-online.de/images/files/Arbeitgeber/Mutterschutz/Broschüre_Mutterschutz_EFAS.pdf
12 § 6 (1)
13 Corona_Info_schwangere_Frauen.pdf (baden-wuerttemberg.de)
14 nach Sozialgesetzbuch Neuntes Buch § 167 (2)
15 S.48 im Leitfaden
16 § 74 SGB V, www.gesetze-im-internet.de/sgb_5/ Möglich sind dabei sowohl ein Arzt bzw. eine Ärztin eigener Wahl als auch BetriebsärztInnen des B.A.D..
17 vgl. Arbeitsunfähigkeits-Richtlinie § 7und Anlage (www.g-ba.de/downloads/62-492-2545/AU-RL_2021-06-17_iK-2021-07-01.pdf)
18 Leitfaden EFAS S.17

Hans-Georg Ulrichs/Joachim Weinhardt

„…ein wohl und innig vereintes Ganzes"? 200 Jahre badischer Protestantismus 1810 – 2021

Verlag Regionalkultur Ubstadt-Weiher/ Heidelberg/Speyer/Stuttgart/Basel 2021. 296 S., 24,80 €

Gott sei Dank, so müsste man ausrufen, gibt es auch in Zeiten der Komplett-Digitalisierung unserer Gesellschaft und unserer Kirche das Medium des veralteten, trockenen Buches. Sonst wären die 16 wertvollen Beiträge zur badischen Kirchengeschichte, die im Wintersemester 2020/21 für eine von der PH Karlsruhe in Zusammenarbeit mit dem RPI und der Evangelischen Erwachsenenbildung geplanten Vorlesungsreihe entstanden sind – die dann aber nur digital stattfinden konnte –, komplett in irgendwelchen digitalen Archiven verschwunden. So sind sie aber von den beiden Herausgebern Hans-Georg Ulrichs und Joachim Weinhardt in einem preiswerten und nett gemachten Band des rührigen Verlags für Regionalkultur einer interessierten Leserschaft zugänglich gemacht worden.

Landeskirchliche Jahrestage haben zu allen Zeiten Festschriften und voluminöse Jubiläumsbände hervorgebracht. Das ist auch bei unserer Badischen Landeskirche nicht anders, jedoch sind Anzahl und Ausstattung der Jubiläumsbücher sehr den jeweiligen Zeitumständen unterworfen. So ist der Band zum 100.Geburtstag der Union, den Johannes Bauer 1921 herausgebracht hat, ein Zeugnis für die Armut und Bescheidenheit der kirchlichen Situation kurz nach dem Ersten Weltkrieg: ein dünnes, auf schlechtem Papier gedrucktes, broschiertes Büchlein, dessen 184 Seiten schon auseinanderzubrechen scheinen, wenn man es auch nur in die Hand nimmt. Ganz anders der fast 800 Seiten starke Band, den Hermann Erbacher zum 150. Unionsjubiläum 1971, mitten in der Blütezeit der bundesrepublikanischen Wohlstandsgesellschaft, herausgebracht hat – viele der darin enthaltenen Beiträge gehören bis heute zum Standard der badischen Kirchengeschichtsschreibung. Obwohl beim 175. Jubiläum 1996 die Gelder schon allmählich knapper wurden, leistete sich die Landeskirche damals einen ebenfalls sehr voluminösen und repräsentativ gemachten Geburtstagsband, den Gerhard Schwinge herausgegeben hat: Geschichte der badischen evangelischen Kirche seit der Union 1821 in Quellen – bis heute ein Standardwerk. Dazu kam ein für den Religionsunterricht gedachtes Buch „Unterwegs durch die Zeiten" – immerhin zwei Bücher für ein nicht ganz so rundes Jubiläum (175 Jahre).

Zum 200. Jahrestag der Union 2021 gibt es nun (Mitte 2021) bereits eine Fülle von Veröffentlichungen: Schon im Herbst 2020 erschienen zwei Jubiläumsbände: Johannes Ehmann/Gottfried Gerner-Wolfhard (Hgg.), 200 Jahre Vereinigte Evangelische Landeskirche in Baden 1821–2021. Geschichte, Gottesdienst, Gemeinde, Neulingen 2020 sowie Ulrich

Bayer/Hans-Georg Ulrichs (Hgg.), Erinnerungsorte des badischen Protestantismus, Neulingen 2020 (inzwischen 2. Auflage 2021). In Verbindung mit der Ausstellung im Generallandesarchiv Karlsruhe „Aus der Trennung heraus“ hat Udo Wennemuth einen repräsentativen „Bildatlas zur badischen Kirchengeschichte“ herausgegeben (Ubstadt-Weiher u.a. 2021), die „Badische Heimat“hat ihr März-Heft 2021 ganz dem Jubiläum der Landeskirche gewidmet. Hinzu kommen zahlreiche weitere kleinere und größere Publikationen, Arbeitsmaterialien und nicht zu vergessen eine ökumenische Sonderausgabe des „Konradsblattes“, eigentlich der katholischen „Kirchenzeitung für das Erzbistum Freiburg“, mit der schönen Titelzeile „In Baden gehen die Uhren anders“. Dieses Heft erschien übrigens in Kooperation mit EKIBA Intern, einer nur noch digital erhältlichen Mitarbeitenden-Zeitschrift der Landeskirche und erinnerte evangelische Leserinnen und Leser daran, wie schön eine gedruckte Kirchenzeitung sein kann.

Hans-Georg Ulrichs und Joachim Weinhardt wollen in ihrem Jubiläumsband nun vor allem thematische Längsschnitte über zwei Jahrhunderte seit der Unionsgründung präsentieren und dabei protestantische Charakteristika definieren (Vorwort S.7). Hier wäre übrigens beim von den Herausgebern gewählten Titel „200 Jahre badischer Protestantismus 1821–2021“ kritisch nachzufragen, dass damit unbewusst suggeriert wird, es habe vor 1821 keinen Protestantismus in Baden gegeben – was angesichts der zahlreichen seit 1556 evangelisch gewordenen bedeutsamen Territorien im späteren Großherzogtum Baden natürlich eine etwas fahrlässige Betrachtung ist.

Gleich der erste Beitrag des Karlsruher Historikers Rolf-Ulrich Kunze „200 Jahre Protestantismus in Baden – ein Überblick“ erscheint dem Rezensenten wie eine Sternstunde badischer Kirchengeschichtsschreibung. Kunze bringt hier in wenigen Seiten alles auf den Punkt, was am badischen Protestantismus bedeutsam ist. Er spart nicht an Kritik und bringt die Leserinnen und Leser auf den neuesten Stand der Forschungsdiskussionen – etwa mit seiner These, dass Baden neben Bayern, Hannover und Württemberg wegen des Austritts aus der deutsch-christlichen Reichskirche durchaus als weitere vierte intakte Landeskirche zu bezeichnen sei. Den Entschluss von Landesbischof Kühlewein, Ende 1934 aus der Reichskirche auszutreten, bewertet Kunze folgendermaßen: „[…] ein einmaliger Vorgang in der gesamten Kirchenkampfgeschichte, der die Nationalsozialisten schmerzhaft spüren ließ, wo die Grenzen ihrer Macht verliefen.“ (S.22). Kunze benennt offen auch Fehler und Versagen in der evangelischen Landeskirche, kommt aber am Ende zu einem überraschend barmherzigen Fazit: „Für unseren Umgang mit der badischen Protestantismusgeschichte gibt die Jahreslosung 2021 eine gute Orientierung ab: ´Jesus Christus spricht: Seid barmherzig, wie auch euer Vater barmherzig ist!` (Lukas 6,36). Wir sind im Dialog mit der Vergangenheit weder Staatsanwälte noch Advokaten, und schon gar keine Richter. Sondern Teil der Geschichte.“ (S.28)

Hendrik Stössel widmet sich in seinem Beitrag über „Staat und Kirche in Baden“ besonders dem verfassungsrechtlichen Neubeginn nach 1945 und dem Ringen um

die neue Grundordnung 1958, während Joachim Weinhardt der wichtigen Rolle nachgeht, die die Vermittlungstheologie der Heidelberger Fakultät für die Badische Landeskirche spielte.

Äußerst spannend ist der Aufsatz von Karl-Heinz Fix über den Heidelberger Neutestamentler Martin Dibelius: „Liberale Theologie und Weltverantwortung“. Fix ist seit seiner Dissertation über die Heidelberger theologische Fakultät im Dritten Reich ein ausgewiesener Experte auf dem Gebiet der Theologiegeschichte während der NS-Zeit. Für ihn ist Martin Dibelius „[…] der Theologe, der einer Theologie der Demokratie am nächsten kam.“ (S.73), wie kein zweiter Theologe seiner Zeit habe er „[…] das Ansehen der Universität Heidelberg im 20.Jahrhundert im In- und Ausland durch sein wissenschaftliches Werk und durch ein in der zeitgenössischen akademischen Theologie seltenes Maß an aktiver Weltverantwortung“ geprägt (S.73). Als aktives Mitglied der linksliberalen DDP forderte er in der Weimarer Zeit etwa Sozialreformen und die Schaffung von Kleinwohnungen für ärmere Mitbürger in Heidelberg. Früh organisierte er Begegnungen zwischen Heidelberger Theologie-Studierenden und gewerkschaftlich organisierten Arbeitern, als Rektor der Heidelberger Universität versuchte er 1929, das zehnjährige Jubiläum der demokratischen Reichsverfassung von Weimar angemessen zu feiern, was auf erbitterten Widerstand der mehrheitlich deutschnationalen Professoren- und Studentenschaft stieß. Fix kann in seinem Essay auch nachweisen, dass sich Dibelius in dieser Zeit darum bemühte, den damals schon berühmten Theologen und Religiösen Sozialisten Paul Tillich an die Heidelberger Fakultät zu berufen. In der Zeit der NS-Diktatur hat Martin Dibelius dann häufig Solidarität mit rassisch und politisch verfolgten Kollegen und Heidelberger Bürgern gezeigt – Seit‘ an Seit‘ mit seinem Freund und Kollegen Hermann Maas, der dann auch 1947 die Trauerfeier auf dem Heidelberger Bergfriedhof für ihn durchgeführt hat.

Über die Predigtkultur in der Badischen Landeskirche referieren Stefan Karcher (für das 19.Jahrhundert) und Helmut Schwier (für das 20.Jahrhundert) in ihren Beiträgen. Jürgen Krüger widmet sich in seinem Essay dem evangelischen Kirchenbau – unter anderem erwähnt er, dass der berühmte Architekt Le Corbusier bei einem Besuch in Karlsruhe vor dem Ersten Weltkrieg von der gerade fertiggestellten Lutherkirche der Architekten Curjel und Moser begeistert war (S.134). Die „Diakonie in der Geschichte der Evangelischen Landeskirche in Baden“ wird von Johannes Stockmeier referiert, während sich Manfred Kuhn der spannenden Geschichte des evangelischen Reli–gions- und Konfirmandenunterrichts zuwendet. Kuhn arbeitet an zahlreichen Beispielen heraus, wie zeitabhängig der Religionsunterricht beziehungsweise die Konfirmation dabei jeweils waren, etwa bei der Beschreibung einer Glückwunsch-Karte aus dem Dritten Reich: „Wer leben will, der kämpfe. Hitler. Herzliche Glückwünsche zur Konfirmation.“ (S.187) Der Rolle der Frauen in der Badischen Landeskirche spüren Adelheid von Hauff

für das 19.Jahrhundert und Sarah Banhardt für das 20.Jahrhundert in ihren beiden sehr lesenswerten Beiträgen nach. Dem spannungsreichen Thema von Mission und Ökumene hat Hans-Georg Ulrichs seinen Beitrag gewidmet, während Karl-Heinz Braun die Geschichte der badischen Ökumene aus katholischer Sicht beleuchtet. Wie schwierig das Verhältnis der katholischen Kirche zur Ökumene in den ersten eineinhalb Jahrhunderten nach Gründung der Landeskirche (1821) und des Freiburger Erzbistums (1827) war, beleuchtet Braun mit einem sehr eindrücklichen Beispiel: Als 1829 bei der Grundsteinlegung der ersten evangelischen Kirche in Freiburg, der Ludwigskirche, symbolträchtig auch der damalige Erzbischof Bernhard Boll mit seinem gesamten Domkapitel teilnahm, hatte dies weitreichende Folgen bis hin nach Rom. Der Freiburger Erzbischof bekam vom damaligen Papst Pius VIII. eine scharfe Rüge, verbunden mit folgenden Worten: „Die vielen Thränen, die Wir über diese Gemeinschaft eines Erzbischofs mit dem protestantischen Cultus vergossen haben, wollen Wir mit Stillschweigen übergehen“, der Vorgang sei ein Verstoß „[…] gegen die Einrichtungen der katholischen Kirche […] Da der Apostel Paulus lehrt: es gebe keine Gemeinschaft der Gläubigen mit den Nichtgläubigen.“ (S.240f.) Umgekehrt führt Braun auch Beispiele protestantischer Unduldsamkeit gegenüber Katholiken an, die in der evangelischen Kirchengeschichtsschreibung auch gerne mal übersehen werden: etwa 1846 den Protest des Evangelischen Oberkirchenrates gegen die caritative Tätigkeit der Barmherzigen Schwestern wegen der damit verbundenen Gefahr der Bekehrung von Nicht-Katholiken (S.248) oder auch die Petition des EOK an den badischen Großherzog aus dem Jahre 1902 mit der Bitte, keine katholischen Männerorden zuzulassen. Dass die Ökumene in Baden inzwischen besonders intensiv und weit fortgeschritten sei, sieht Braun auch in dem ökumenischen Trau-Formular C von 1974, das eine echt ökumenische Form von Trauungen zulasse, wie sie auf der ganzen Welt einmalig sei.

Dem spannungsreichen Verhältnis von protestantischem Liberalismus und politischem Katholizismus in der Zeit der Reichsgründung versucht Frank Engehausen auf die Spur zu kommen. Lisa Bender setzt sich in ihrem Beitrag „Die Kirche in der Weltöffentlichkeit“ mit den konfliktreichen Sechziger Jahren in der Badischen Landeskirche auseinander, wobei sie die Konfliktpunkte Vietnamkrieg und Badische Landessynode, Universität Heidelberg und die 68er-Bewegung sowie den Konflikt um das geplante Atomkraftwerk Wyhl am Kaiserstuhl in den Blick nimmt. Mit einem geschichtlich orientierten Ausblick des badischen Landesbischofs Jochen Cornelius-Bundschuh („Kirche in Transformationsprozessen gestalten“) endet der abwechslungsreiche Band, der auch über das aktuelle Kirchenjubiläum hinaus gute Einblicke in Entstehung und Geschichte des badischen Unions-Protestantismus der letzten zwei Jahrhunderte ermöglicht.

Ulrich Bayer, Freiburg

Von Udo Wennemuth in Zusammenarbeit mit Johannes Ehmann, Albert de Lange und Mareike Ritter

Bildatlas zur badischen Kirchengeschichte 1810–2021

Im Auftrag des Vereins für Kirchengeschichte in der Evangelischen Kirche in Baden, Verlag Regionalkultur 2021, 342 S. 24.80 € (Buchhandel 20 € (Ausstellung) 15 € (Mitglieder des Vereins für Kirchengeschichte))

Ein gewichtiges Werk im wahrsten Sinn des Wortes legt der Verein für Kirchengeschichte der badischen Landeskirche hier vor. An diesem bedeutenden Dokument zum 200. Geburtstag der Evangelischen Landeskirche in Baden haben zahlreiche Autorinnen und Autoren in Zusammenarbeit mit dem landeskirchlichen Archivar Udo Wennemuth mitgewirkt. Ein Bildatlas ist es geworden, mit Texten und Bildern aus dem kirchlichen Leben in 200 Jahren zwischen Wertheim und Bodensee, zwischen Weinheim und Lörrach. Die Gestalten vieler Männer und Frauen, die ihre Rolle in der badischen Kirche und in der jeweiligen Gesellschaft wahrgenommen und geprägt haben, werden wieder lebendig. Ein großartiges Geschenk macht der Verein für badische Kirchengeschichte mit diesem Bildband seiner Landeskirche und ihren Mitgliedern. Selbstverständlich ist das nicht eine Ruhmesgeschichte aus Anlass des Jubiläums, sondern eine lebendige und anregende Darstellung der Geschichte unserer Kirche mit ihren Höhepunkten und ihren schweren Zeiten. In diesem Bildatlas kann man nachschlagen und sich eigene Kenntnisse vergewissern, aber auch Neues entdecken.

Der Bildatlas stellt in 155 Stationen Ereignisse, Personen und wichtige Entwicklungen innerhalb der Evangelischen Landeskirche dar. Hauptautoren sind neben Udo Wennemuth (40 Artikel) ,Johannes Ehmann (15) und Hans-Georg Ulrichs (6). Zu den von Wennemuth dargestellten Themen gehören: J. P. Hebel, Karlsruhe als Weinbrennerstadt, Kirchenbau und Gemeindehäuser sowie Simultanbauten, Gustav-Adolf – Werk, Kirche und Arbeiterschaft, Evang. Oberkirchenrat, Kriegspredigt und Kirche im Bombenkrieg, Situation um 1916, Friedrich Ebert, Erwin Eckert, NS-Bewegung und Deutsche Christen, kirchlicher Widerstand, Wiederaufbau nach dem Krieg, Frauenbiografien, Evangelische Schulen. Mit der Auswahl der Themen wird schon deutlich, wie bunt die Darstellungen in dem Bildatlas sind. Ergänzend seien noch genannt: Unionsurkunde (J. Ehmann), Alois Henhöfer (M. Mall) , Innere Mission (M. Schneider), Diakonissen (J. Kunath), Jugendarbeit vor und nach den Weltkriegen (H. G. Ulrichs), Religionsunterricht in Baden (U. Hauser), sowie eine Beschreibung der Landesbischöfe nach Klaus Wurth.

Der Atlas ist ein Werk, in dem man immer wieder auch Neues entdecken kann. Man bleibt an einem Bild oder einem Text hängen und erfährt etwas, was man bisher noch nicht entdeckt hat. Über 50 Autoren haben ihre Schwerpunkte ganz unterschiedlich gelegt. Dass dabei auch nicht

alle Artikel von gleicher Qualität sind, versteht sich von selbst. Nicht geglückt ist die Darstellung des badischen Pfarrvereins. Dabei ist der Verfasser mit Text und Bild am Beginn des letzten Jahrhunderts geblieben, im Jahr 1919. Dass sich vor allem in den 60er Jahren des 20. Jahrhunderts der Verein in seiner Struktur und seinen Inhalten gewandelt und entwickelt hat mit Standesvertretung und Entwicklung einer umfassenden Krankenhilfe, ganz abgesehen von den jährlich stattfindenden badischen Pfarrertagen mit über 200 Teilnehmern und theologisch wichtigen Themen, ist dem Verfasser entgangen.

Dem Genuss bei der Lektüre tut das keinen Abbruch. Der Bildatlas ist ein Bilderbuch, und es ist eine Freude und ein Genuss, sich neben den Textreihen jeweils auch die Bilder anzuschauen. Denn sie öffnen noch einmal Aspekte, die die Geschichte von einer anderen Seite zeigen und den Begleittext erst recht anschaulich machen. Dadurch wird die 200 Jahre alte Geschichte der Evangelischen Kirche in Baden zu einem lebendigen Geschehen, an dem Leserinnen und Leser Anteil haben.

PS: Einige Monate zuvor erschien ebenfalls zum 200.Geburtstag der Landeskirche das Buch: Erinnerungsorte des badischen Protestantismus, hg. von Ulrich Bayer und Hans-Georg Ulrichs.

Klaus Schnabel, Karlsruhe

Silke Obenauer und Andreas Obenauer

Gemeinde leiten in stürmischen Zeiten. Ein Werkstattbuch für Leitungsgremien (KirchenZukunft konkret 15)

LIT Verlag, Berlin 2021, 19.90 €

Dieses Arbeitsbuch lässt zu wünschen übrig. Und zwar im besten Sinne: Zu wünschen ist, dass seine Auflage hoch genug ist, damit es tatsächlich in die Hand jedes und jeder kirchenleitend Engagierten kommt! Als Anleitung zum Selbst- und Weiterdenken der Zukunft von Kirche und Gemeinde ist es ausgesprochen hilfreich. Informiert und informierend führen Silke und Andreas Obenauer in die aktuellen und kommenden Herausforderungen ein, die Kirche und Gemeinde betreffen, hier und da verunsichern, und die zu neuen Entscheidungen, Haltungen und Perspektiven nötigen. Bemerkenswert, dass zu den „stürmischen Zeiten“ bereits die Pandemie-Erfahrung gehört, die Gemeinden und Kirche zu neuen Angeboten und Formen herausgefordert hat – zugleich ist sie nur ein Symptom, auf das grundsätzlich reagiert werden muss: Kirche muss sich in Gegenwart und Zukunft neu einfinden.
In sechs Kapiteln spielen die Autorin und der Autor dies durch: Sie rekurrieren auf die „inneren Bilder“ von Kirche und Gemeinde, die erkenntnis- und entscheidungsleitend sind; sie fragen, wie Kirche sich mit unterschiedlichen Milieus und Lebensstilen verknüpfen kann; sie reflektieren die Bedeutung klassischer kirchlicher Arbeitsfelder (Gottesdienst, Seelsorge, Bildung, Diakonie) in einer Situation des Wandels; sie entdecken unterschiedliche Orte von Kirchlichkeit, auch in Ökumene, Konfessionslosigkeit und den vielen Versuchen, Kirche und Gemeinde neu zu gestalten.

Besonders wohltuend und motivierend ist, dass zum einen nach dem „geistlichen Zentrum“ gefragt wird, zum anderen einer Weite des Denkens und Handelns das Wort geredet wird, in der sich die verschiedenen Entwürfe von Kirche ebenso geduldig gelten lassen wie aufmerksam neben- und miteinander leben können.
Die Kapitel des Werkstattbuches laden zu einem Dreischritt ein: Auf die Beobachtung der aktuellen Situation folgt die Reflexion der Fragen, die die Situation aufwirft; die Impulse am Ende jeder Einheit führen Leser- und Leserinnen in die je eigene, gemeindliche Situation und öffnen den Blick für relevante und passgenaue Konkretionen.

Tatsächlich: Das Buch gehört in die Hand jedes und jeder kirchenleitend Engagierten und kann eine ermutigende Hilfe bei Klärungen und Zukunftsentscheidungen in Ältestenkreise vor Ort, in Kirchenbezirken und kirchenleitenden Gremien sein. Ist zu wünschen, dass es dorthin gelangt und rege davon Gebrauch gemacht wird.

Thomas Weiß, Karlsruhe

Bäder-Butschle, Ivo/Lienau, Detlef

Funktionalisierte Religion. Soziologische Perspektiven auf Religion und Kirche

Leipzig 2021

Der religionssoziologische Blick auf die Kirche hat in den letzten Jahrzehnten, nicht zuletzt durch die Kirchenmitgliedschaftsuntersuchungen, an Bedeutung gewonnen, sowohl im Blick auf die empirischen Erhebungen und Analysen als auch im Blick auf grundsätzlich-theoriegeleitete Perspektiven. In der Verschiedenheit bis Gegensätzlichkeit soziologischer Entwürfe sehen Bäder-Butschle und Lienau, beide Pfarrer der Evangelischen Landeskirche in Baden, die Chance, den Denk- und Handlungsspielraum für die Kirchen durch die damit gegebenen Außenperspektiven zu erweitern, und widmen sich entsprechend den Konzepten von Hartmut Rosa, Andreas Reckwitz, Hans Joas, Detlef Pollack.
Die jeweilige Darstellung und Auseinandersetzung folgt dabei einem bestechend transparenten Konzept: den Analysen (1) folgen Kritik (2), Bezüge auf Religion und Kirche (3) und die Frage nach Handlungsoptionen (4). Dabei beziehen sich die beiden Autoren vor allem auf wesentliche Schriften der ausgewählten Protagonisten: *Beschleunigung* (Rosa 2005), *Resonanz* (Rosa 2016), *Die Gesellschaft der Singularitäten* (Reckwitz 2017), *Die Entstehung der Werte* (Joas 1997), *Die Sakralität der Person* (Joas 2011), *Glaube als Option* (Joas 2012), *Die Macht des Heiligen* (Joas 2017), *Rückkehr des Religiösen?* (Pollack 2009), *Religion und gesellschaftliche Differenzierung* (Pollack 2016).

Kritisch wird *Rosa* (15 ff.) befragt nach den Grenzen von Beschleunigung, ob Beschleunigung und Resonanz wirklich ineinander greifen, sowie wo und ob Widerstand möglich sei. Für die Kirche habe Rosas Ansatz etwas Entlastendes, sofern ein Raum für Religion als gesellschaftliche Ressource eröffnet werde (42 ff.) und ein biblisch orientierter Glaube sich als Resonanzgeschehen verstehen lasse. Sie werde aber nicht um einen schwierigen Spagat zwischen dem Setzen eines Gegenpols zur beschleunigten Welt und ihrem Nutzen als Resonanzraum herumkommen und dies bei Beachtung ihrer Kernaufgabe als „vertikaler Resonanzraum“. Schließlich könne sie die Widerständigkeit von Tradition nutzen. Zu den theologischen Herausforderungen gehöre es, mit der bleibenden Ambivalenz von Welt umzugehen und neue Aspekte von Gotteserfahrungen zu erschließen: „Es braucht Inkulturation und Aggiornamento, aber so, dass darin das Evangelium sichtbar eingeschrieben wird“ (57). Kirche gelte es weniger als Organisation, sondern als „intrinsisch motivierte Institution“ zu verstehen. Auch bekomme der Leib-Christi-Gedanke neue Plausibilität. All das gelinge am ehesten in einer liberalen Volkskirche.

Bei *Reckwitz* (63 ff.) wird eine „übergeneralisierte Singularisierung“ ohne empirische Überprüfbarkeit kritisiert. Auch sei

Singularisierung kein Naturprozess, sondern durch menschliches Handeln vollzogen. Religionssoziologisch argumentiere Reckwitz im Kern säkularisationstheoretisch. Auch verdecke sein ausschließlich affektiver Begriff von Valorisierung die Rationalisierungs- und Differenzierungsprozesse. Für kirchliche Handlungsoptionen ergibt sich bei zutreffender Analyse von Reckwitz eine aporetische Situation.
Eine schwache empirische Fundierung wird *Joas* (97 ff.) kritisch bescheinigt und damit einhergehend eine soziologische Vogelperspektive und von ihm ungeliebte und daher ausgeklammerte Wahrheitsfragen. Als Handlungsoptionen für die Kirche ergibt sich, Räume und Erfahrungen der Selbsttranszendenz zu ermöglichen, anstatt sich als Moralagentur zu verstehen. Es gelte, die Werte von Personalität, des Liebesethos und der Transzendenz sowie den Universalismus zu stärken.

Pollack (135 ff.) vertrete eine dezidierte Säkularisierungstheorie und entwickle die Modernisierungstheorie zu einem multiparadigmatischen Ansatz. Bei ihm werden kritisch handlungstheoretische Nachbesserungen angemahnt. Ausgehend von Pollack (und Rosa) befänden sich die Kirchen in einer prekären Zwischenlage zwischen zwei Funktionslogiken, nämlich zwischen funktionaler Spezifikation und funktionaler Diffusion. Bäder-Butschle und Lienau plädieren im Anschluss daran für eine gewisse Gelassenheit und verbinden dies mit einer Kritik an der Steigerungs- und Effizienzlogik; schließlich sei menschliches Handeln zwar wichtig, aber nicht heilsentscheidend – eine Erkenntnis die nach Ansicht des Rezensenten zwar nicht von Reformbemühungen und Reformnotwendigkeiten suspendiert, aber als ein reformationstheologisch-basaltheologisches und auch rechtfertigungstheologisch unverzichtbares Zeichen vor jeder Reformanstrengung zu stehen hat.
Nach ihrer kritischen Sichtung der soziologischen Ansätze (A) fragen die beiden Autoren nach Ertrag und Perspektive (B), indem sie zunächst Querschnittsthemen soziologischer Perspektiven auf die Kirche (165 ff.) benennen wie „Gemeinde versus Individuum“, „Kern versus Weite“, „determinierter Schwund versus Reformoptimismus“, um anschließend zu fragen: „Ist Religion funktional?“ (189 ff.). Dabei erheben sie die „impliziten Theologien“ der vorgestellten Entwürfe und diagnostizieren ein Übergewicht der Funktionalität von Religion, was zu einer Untergewichtung religiöser Dysfunktionalität und Eigenlogik führe. Auch sei das Offenlassen von Wahrheitsfragen defizitär, was letztlich einer Verzerrung religiöser Phänomene Vorschub leiste.

Als Antifunktionalist wird schließlich noch *Gerhard Wegner* mit seiner Kritik an einer Nachfrageorientierung von Kirche vorgestellt (222 ff.). Demgegenüber sei Gemeinde ein Raum religiöser Eigenlogik.
Zum Fazit von Bäder-Butschle und Lienau gehört, „dass Theologie und Soziologie von der gegenseitigen Wahrnehmung profitieren können“ (236). Als Perspektive der Kirche sehen sie die Pflege des Religiösen und der Gemeinschaft (238 ff.) und benennen als Leitlinien und Handlungsempfehlungen z. B. den Vorrang von Religiosität vor der Organisation, die Transformation religiöser Mentalitäten, Religion

vor Moral, Kirche als Gemeinschaft, Anti-Funktionalität und Sozialkapital als Kollateralnutzen. Schließlich empfehlen sie Ernüchterung und Optimismus.

Die Veröffentlichung von Bäder-Butschle und Lienau zeichnet sich durch eine luzide und nie unkritische Darstellung der ausgewählten soziologischen Entwürfe aus. Wer dies möchte, kann sie gut als Einführung in die einzelnen Autoren lesen. Die Handlungsoptionen, die sich daraus für die Kirche ergeben, werden überzeugend und in ihrer Breite dargestellt. Somit ist es den Autoren gelungen, Orientierung in einem manchmal diffusen religionssoziologischen Umfeld zu geben, was anregt, über die Zukunft von Kirche nachzudenken und hier und da über ekklesiologische Aporien hinaus den Blick zu weiten. Wer sollte dieses Buch lesen? Zumindest alle, die – auf welcher Ebene auch immer – kirchenleitend tätig sind. Eine ebenso spannende Lektüre bietet es denjenigen, die religionssoziologisch interessiert sind.

Helmut Strack, Karlsruhe

Christian Lehnert

Ins Innere hinaus. Von den Engeln und Mächten.

Suhrkamp Verlag Berlin 2020, 22 €

Sie entziehen sich griffiger Beschreibung, sperren sich gegen das, was üblicherweise Realität heißt, sprengen Weltbilder. Sie tummeln sich in den Rissen unserer Wirklichkeit, in biographischen Krisenerfahrungen, dort, wo Menschen nicht ganz bei sich selbst sind. Die Engel.

„Nicht einmal die Kategorie ‚Engel'", so schreibt Christian Lehnert, „ist mehr als eine Annäherung an ein Geschehen, das sich jeder Zuordnung entzieht, weil es das für unsere Orientierung in der Welt maßgebliche Prinzip der Identität unterwandert. Immer ist der Engel jetzt und hier und immer schon verschwunden und man konstatiert verwundert, dass etwas dagewesen sein muss, weil es das Dasein veränderte, gar heilte: nur bleibt wiederum oft ganz unklar, worin die Heilung eigentlich besteht."

Wer sich auf Engel und Mächte einlässt, muss bereit sein, seinen Begriff von Realität zu relativieren. Diese Erkenntnis des pragmatischen Psychologen William James eröffnet Christian Lehnert den Raum, um „die andere Seite", „das Drüben" in den Blick zu nehmen. Wofür im gegenwärtigen Denken und Reden weithin das Sensorium fehlt. Einzementiert in die Mitte der Gesellschaft wie einst die Dogmen in Zeiten der Inquisition, so Lehnert, dominiert eine „abgeschlossene Diesseitigkeit".
Vielleicht sterben darum Engel um uns herum wie die Insekten?, fragt er an einer Stelle. „Fahrlässig gering ist das Interesse an der Suche nach den Gründen. Überall finden sie nur jene abgedichteten Subjekte, Seelen in Monokulturen, solche Wesen, denen der methodische Abstand, die Distanzierung, die Unempfindlichkeit, die Position des unbeteiligten Dritten zur zweiten Haut geworden sind." So landen die Engel in den Ramschkisten der Erbauungs- und Esoterikliteratur.

Hoffnung erwächst aus Religion und Kunst, die beiden „Schwestern in der Feier des Ungedachten und Unmöglichen, des Konjunktivs und der Utopie" als Orte, von denen Wege in die Freiheit führen. Pfade, die den Menschen herausführen können in die „Erfahrung heilsamer Fremde."

Lehnerts Buch ist durchzogen von einem hellsichtigen Blick, mit dem er sich behutsam an die Grenze zum „Drüben" vortastet.

Entstanden ist so eine geistreiche Sammlung von Blättern mit Notizen aus der unsichtbaren Welt: Beschreibungen von wunderbaren und zugleich befremdlichen Naturerscheinungen, aufregende biblische Entdeckungen von Engeln und Mächten, biographische Skizzen. Blatt für Blatt umkreisen sie eine Wirklichkeit, die, wenn überhaupt, nur in der Sprache der Poesie sagbar ist.

In unserer entzauberten Welt und einer Kirche und Theologie, „die sich ihrer Begriffe meist viel zu gewiss sind“, sind Engel fließende „Gesten in Bewegung“ hin auf ein Anderes. Sie teilen sich mit als „Eindrücke und Träume, als Atmosphären und Gefühle, als Aura und Anziehung. Sie kommen aus der äußersten Ferne und gehen auf in der Verinnerlichung, nahe dem eigenen Lebensgeheimnis derer, die sie erfahren.“

Sie fehlen uns aber auch als „Schutzgeister der Gottesfurcht. Sie könnten den Gott unbelästigt halten von den vielen Überfällen einer geborgenheitsheischenden Wohlstandsfrömmigkeit... Vielleicht hätten sie ihn vor vielen gefährlichen und anmaßenden Projektionen bewahren und verhindern können, dass die einst so reiche europäische Frömmigkeit vielerorts zu einer wohlfeilen gesellschaftstragenden Immanenzunterfütterung verkam.“

Christian Lehnert, Theologe, Dichter und Leiter des Liturgiewissenschaftlichen Instituts an der Universität Leipzig, ist nicht zuletzt ein faszinierendes Buch über die Sprache gelungen, das danach fragt, wie sich vermeiden lässt, das heilsame Fremde unter dem Zugriff der Worte zu ersticken und es stattdessen sagbar werden zu lassen. Er erinnert daran, dass „die größte Gabe der Kirche ist, dass man in ihr gemeinsam schweigen kann“. Denn: „In der Stille wird das Wort, der Logos wieder beglaubigt.“

Klaus Nagorni, Karlsruhe

Georg Burkert

* 09.05.1942 † 16.07.2021

Beerdigung von Georg Burkert am 29. Juli 2021, Gottesdienst in der Schlosskirche Bad Mergentheim, Predigt zu Johannes 12,26

Liebe Frau Burkert, liebe Familie Burkert, liebe Familie Arvad,
liebe Angehörige und Freunde des Verstorbenen, liebe Gemeinde,

als Georg Burkert vor etwas mehr als drei Jahren die Krebsdiagnose erfahren hat, hat er sich Gedanken darüber gemacht, welche Lieder an seiner Beerdigung gesungen und welche Bibeltexte gelesen werden sollen.

Auch ein Psalm hat ihn in diesen Gedanken an sein Lebensende begleitet, der 39. Psalm. Es heißt da:
„Herr, lehre mich doch, dass es ein Ende mit mir haben muss und mein Leben ein Ziel hat und ich davon muss.“

Wenn einem die Endlichkeit des eigenen Lebens so vor Augen steht, wenn man darum weiß, dass das Leben nicht irgendwann, sondern vielleicht schon bald ein Ende haben wird, dann muss man lernen, damit zu leben und damit umzugehen.

Ja, dann braucht es Gott, der einen lehrt, dies zu verstehen, und vielleicht auch anzunehmen:

„Herr, lehre mich doch, dass es ein Ende mit mir haben muss und mein Leben ein Ziel hat und ich davon muss.“

Es ist ein Lernweg, diesen letzten Weg zu gehen.
Es ist ein Lernweg, dies anzunehmen und so zu leben.
Ein Lernweg für den, dem dies auferlegt wurde.
Ein Lernweg aber auch für die, die bei ihm sind und ihn begleiten.
Und ein Lernweg, auch darin Gott und seine Liebe zu uns Menschen zu sehen, auch diesen Weg aus Gottes Hand anzunehmen.
Es war noch einmal eine geschenkte Zeit, diese Zeit nach der Operation vor drei Jahren. Die Zeit, in der die Krebserkrankung zum Stillstand kam und noch einmal so viel möglich war.
So viel an Liebe, an gemeinsamem Erleben, an Zusammensein, an Besuchen bei den Kindern und Enkelkindern.

„Es geht mir gut.“, so konnte Georg Burkert oft sagen, wenn man ihn gesehen hat und nach ihm gefragt hat.
Er sei so dankbar, dass er noch hier sei, so konnte er sagen, dass er noch laufen kann, dass er noch essen kann.
All das, wofür er und Sie dankbar waren.
„Es geht mir gut.“ – eine geschenkte Zeit, und doch wussten alle darum, dass diese Zeit einmal ein Ende haben wird und

Georg Burkerts Leben ein Ziel hat und er davon muss, um es mit den Worten dieses Psalms zu sagen.

Ihren 70. Geburtstag, liebe Frau Burkert, im November letzten Jahres haben Sie noch mit einem kleinen Gottesdienst hier im Chorraum gefeiert.

Noch einmal waren Sie hier zusammen, um Gott zu danken für das gemeinsame Leben, für die 49 gemeinsamen Jahre, wie wenn Sie darum wussten, dass es für das Fest der Goldenen Hochzeit im kommenden Jahr nicht mehr reichen würde.

Seit Ende Mai ging es Georg Burkert nicht mehr gut. Und Sie wussten darum, dass er nun seinen letzten Lebensweg gehen würde. „Ich kann nicht mehr.“, so hat er selbst gesagt.

Wie dankbar sind Sie, liebe Frau Burkert, dafür, dass Sie ihn auf diesem letzten Lebensweg begleiten durften, dass Sie für ihn da sein konnten, es möglich machen konnten, dass er Zuhause sein konnte, und dass seine und Ihre Kraft dafür ausgereicht hat, diese letzten Lebenstage miteinander zu leben und auszuhalten, dass der eine gehen wird vor der anderen, und dass das Leben ein Ende hat, aber auch ein Ziel.

So ist Georg Burkert am 16. Juli verstorben, begleitet im Gebet und in der Liebe von Ihnen, liebe Frau Burkert, gestützt und getragen von der Liebe Gottes.

Als Georg Burkert vor drei Jahren schwer erkrankt war, hat er seinen Lebenslauf mit den Worten „Meine geschenkte Zeit“ überschrieben.
Wenn ich jetzt aus dem Leben von Georg Burkert erzähle, werde ich auch aus seinen Worten zitieren.

Georg Burkert wurde am 9. Mai 1942 in Breslau/Schlesien als Sohn von Wanda und Alfred Burkert geboren. Mit 6 Geschwistern ist er aufgewachsen, drei der Geschwister leben noch.
Mit vielen anderen teilte er das Schicksal der Menschen in Schlesien:
Flucht, Vertreibung und schließlich die Ankunft in Schlewecke in Niedersachsen.
„Hier erlebten wir als Flüchtlinge eine nicht einfache Zeit.“, so schreibt er. Manche von Ihnen können sich vorstellen, was das heißt.

Eingebunden in den Kindergottesdienst, die Jungschar und den Jugendkreis wurde ihm sein Konfirmationsspruch zum Lebensmotiv, wenn auch unbewusst, so seine Worte.
In Johannes 12,26 heißt es:
„Wer mir dienen will, der folge mir nach;
und wo ich bin, da soll mein Diener auch sein.
Und wer mir dienen wird, den wird mein Vater ehren.“
Das liest sich wie eine Lebensaufgabe, die ihn sein Leben lang begleitet hat – ein Auftrag, eine Berufung. „Er war mit Leib und Seele Pfarrer“, so haben Sie erzählt.

Zunächst aber war nach der Schulzeit sein Weg ein anderer. Er erlernte den Beruf des Werkzeugmachers.
Erst danach konnte er, mit Unterstützung der badischen Landeskirche, Theologie in Heidelberg, an der kirchlichen Hochschu-

le in Wuppertal-Barmen und an der Universität in Basel studieren.
Prägend war für ihn auch das pastoralpsychologische Studium, dass er später in seiner Berufszeit absolvieren konnte. Es war ihm in der Seelsorge und in anderen Aufgaben hilfreich.

In seinem Beruf als Pfarrer war Georg Burkert in verschiedenen, für ihn prägenden Aufgaben tätig:
Er war Religionslehrer in Freiburg, dann Gemeindepfarrer in St. Georgen im Schwarzwald und in der Christusgemeinde in Kehl/ am Rhein.
Anschließend war Georg Burkert 10 Jahre lang in der Militärseelsorge, zunächst als Militärpfarrer und schließlich als Militärdekan für den Main-Tauber- und den Odenwald-Kreis.
Er schreibt dazu: „Diese Zeit war vor und nach der Wende in Deutschland eine sehr herausfordernde und auch für mich sehr erfüllte Aufgabe. In dieser Zeit wurde in der Gesellschaft und insbesondere auch in der Kirche heftig über den Weg des friedlichen Miteinanders gestritten.“ Das friedliche Miteinander – auch das war eine Lebensaufgabe für Georg Burkert, der selbst ja anerkannter Kriegsdienstverweigerer war.

Nach dieser Zeit in der Militärseelsorge war Georg Burkert noch bis zu seinem Ruhestand Schuldekan im Kirchenbezirk Müllheim im Markgräfler Land.
Nach einer schweren Erkrankung musste Georg Burkert 1999 vorzeitig in den Ruhestand gehen.
Sein Pfarrer-Dasein hat ihn aber weiter begleitet:
Er hat sich in der Seelsorge in Portugal engagiert und war in Dänemark, Österreich, Italien und Polen gemeinsam mit seiner Ehefrau in der Urlauberseelsorge engagiert.
Als Sie 2007 nach Bad Mergentheim kamen, hat er die Gottesdienste und geistliche Begleitung in der „Residenz am Kurpark“ übernommen. Er hat in unserer Kirchengemeinde im Seniorenkreis, dem Offenen Nachmittag, mitgearbeitet, hat Gottesdienste im Eduard-Mörike-Haus und verschiedene Vertretungsdienste als Pfarrer hier in Bad Mergentheim und im Kirchenbezirk Weikersheim übernommen.
Dafür sind wir ihm dankbar, als Kirchengemeinde und als Kirchenbezirk Weikersheim. Das soll ich Ihnen ausdrücklich auch von Dekanin Meixner weitergeben.
Uns jüngeren Kolleginnen und Kollegen ist er immer sehr wohlwollend und wertschätzend begegnet. Das war schön, dies so zu erleben.

Auch ein anderes ehrenamtliches Engagement gehört zu Georg Burkert. Auf der Suche nach den familiären Wurzeln hat er sich in der „Gemeinschaft der evangelischen Schlesier“ engagiert und sich als Brückenbauer zwischen Deutschen und Polen verstanden. Dazu hören wir später im Grußwort von Generalsuperintendent Herche noch mehr.

„Wer mir dienen will, der folge mir nach;
und wo ich bin, da soll mein Diener auch sein.
Und wer mir dienen wird, den wird mein Vater ehren.“
Ob Georg Burkert bei seiner Konfirmation schon ahnte, wie sehr sein Denkspruch

sein Leben prägen würde, wie sehr er selbst in der Nachfolge Jesu Christ stehen würde und unermüdlich, mit viel Hingabe und Engagement und seelsorgerlichem Gespür er seinen Dienst als Pfarrer ausfüllen würde?

Dass er das so leben konnte und zu seinem Lebensweg machen konnte, dazu gehört, dass er in Ihnen, liebe Frau Burkert, ein Gegenüber und eine Lebenspartnerin gefunden hat, die ihn verstanden hat, da Sie selbst Pfarrerin sind, die ihm auf Augenhöhe begegnen konnte, da Sie von innen heraus verstanden haben, was ihm umtreibt, bewegt und beschäftigt.

So wurde sein Lebensweg bald Ihr gemeinsamer Lebensweg.
Von Ihrer ersten Begegnung haben Sie mir mit einem Schmunzeln erzählt.
Bald schon haben Sie 1972 in Freiburg geheiratet und ihr Leben unter Gottes Segen gestellt. Die Lebenswege passten zusammen.
Zwei Kinder wurden Ihnen geschenkt:
1975 Sohn Manuel, 1977 Tochter Simone.
Im August 2016 wurden sie Großeltern von den beiden liebenswerten Zwillingsmädchen Emilia und Nina. Sie bereichern Ihr Leben intensiv.

Georg Burkert war mit Leib und Seele Pfarrer. In seinen Worten lese ich, dass neben seinem Glauben und seinem Pfarrerdasein, seine Familie der Halt seines Lebens war. Er sagt:
„Meine Gattin als sehr aktive, umsichtige und fürsorgliche Frau hat unsere Familie mit viel Liebe bereichert. … Mit unseren beiden Kindern konnten wir viele Gemeinsamkeiten gestalten. Stolz bin ich auf sie, denn sie haben sich zu prächtigen und selbstbestimmten Persönlichkeiten entwickelt.“
Und stolz war Ihr Mann auch auf Sie, liebe Frau Burkert, wie Sie Ihren beruflichen Weg als Theologin und Psychologin mit einem eigenen Beratungsunternehmen weitergegangen sind.
Wer als Pfarrer arbeitet, weiß um viele menschliche Sorgen und Fragen. Er weiß darum, dass Dienen und Nachfolge auch manch Schweres mit sich bringt und auch Seelsorger nicht durch manches dunkle Tal in ihrem Leben gehen.

Trotzdem steht neben diesem viel Versöhnliches im Leben, Dankbarkeit und das Wissen darum, im Hause Gottes zu bleiben, immerdar, wie es in Psalm 23 heißt: „Und ich werde bleiben im Hause des Herrn immerdar..

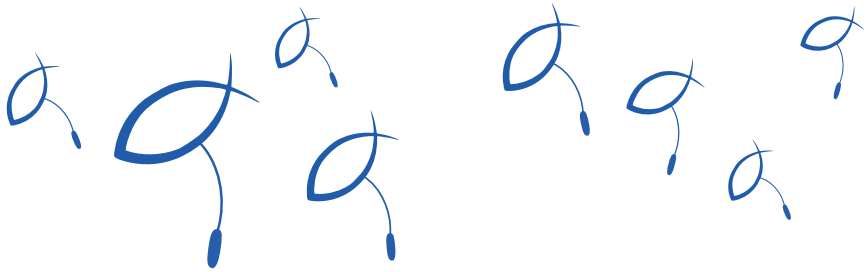
Deshalb füge ich abschließend die Worte an, die Georg Burkert selbst für sich und sein Leben gefunden hat.

„In all den Wohnorten haben wir gerne gewohnt, aber unser letztes Zuhause haben wir nun hier in Bad Mergentheim in der „Residenz am Kurpark“ gefunden.
Als ehemaliges Flüchtlingskind kam ich nun in meiner Heimat an.
„Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiss nicht, was ER dir Gutes getan hat.“
Gott sei Dank für die geschenkte Zeit, in der ich mich verwirklichen und finden konnte.“
AMEN.

Regina Korn, Bad Mergentheim

"Freud und Leid" wurde in der Online-Ausgabe zum Schutz der persönlichen Daten entfernt

Zu guter Letzt



„Kirche in Diaspora zu sein,
bedeutet,
eine Minderheit
mit einer Mission zu sein."

René Krüger: Die Diaspora, Von traumatischer Erfahrung zum ekklesiologischen Paradigma,
Verlag des Gustav-Adolf-Werks e.V., 2011, 135.